

III

Year.

A 111

Skizzen

von

Magda Kaarsen.



Reval 1895.

Kluge & Ströhm.

dupl.

# Skizzen

von

Magda Kaarsen.

= Sohn von Wistinghausen  
verf. v. Parisca.



47 372

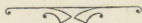
Reval, 1895.

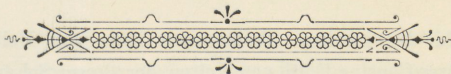
Kluge & Ströhm.

## I N H A L T.

---

	Seite.
Elchjagd . . . . .	1
Lizzie's erster Ball . . . . .	23
Träume . . . . .	73
Sehnsucht . . . . .	79
Ein Johanni-Abend . . . . .	84
Sterne oder...? . . . . .	100
Ein Wiedersehen . . . . .	117
Pastors kommen! . . . . .	139
Auf der Hochzeitsreise . . . . .	172
Freiheit . . . . .	185





## Elchjagd.

---

Die Schlitten hielten am Buschwächterhause an. Hier wurden die Herrschaften von den Jägern, Förstern und einer Schaar von Treibern erwartet. „Sollen wir nun aussteigen?“ riefen die beiden jungen Damen, die, ganz in grosse Pelze eingehüllt, in der ersten Troika sassen.

Es sollte eine Damen-Elchjagd sein. Herr von Bellwitz hatte diese seiner Tochter und seinen Nichten schon lange versprochen.

Der junge Mann, der auf dem Bock gesessen hatte, stürzte auf die Seite des Schlittens, wo das junge Mädchen sass, das noch ein wenig frischere Farben hatte, als das andere. Er lächelte beständig und sah aus, als hätte seine Nahrung hauptsächlich aus Milch und Honig bestanden; auf's Schiessen verstand er sich garnicht, dafür hatte er aber die gute Eigenschaft, Lieschens Bräutigam zu sein.

In der zweiten Troika sass Erna von Bellwitz mit ihrer Cousine Edith von Kelten, der älteren Schwester der beiden erstgenannten Damen. Herr von Erten, der mit ihnen gefahren war, half ihnen beim Aussteigen. Er hatte etwas Schroffes in seinen Bewegungen und einen stolzen, finstern Ausdruck im Gesicht. Da er dabei noch auffallend lang war, flosste sein Anblick Vielen eine gewisse Scheu ein.

„Da kommen auch schon die Herren!“ rief Erna. „Ich bin selten auf etwas so gespannt gewesen, wie auf diese Jagd!“

Der junge Herr von Bellwitz sprach mit den Leuten, dann sagte er, an die Damen herantretend:

„So. Wir haben nur eine Viertelstunde zu gehen bis zum ersten Kreis. Aber wir müssen bestimmen, welcher Herr mit welcher Dame auf den Stand gehen wird. Was meinst Du, wie sollen wir es machen?“ wandte er sich an seine Cousine Edith, die aufmerksam zuhörend neben ihm gestanden hatte, während er mit den Jägern verhandelte.

„Mir ist es vollständig einerlei, mit wem ich gehe!“ antwortete sie.

„Sehr liebenswürdig!“ lachte Otto.

„Aber sehr gerecht!“ rief sein Bruder. „Ich schlage übrigens vor, es so zu machen: das Brautpaar muss auf alle Fälle getrennt werden . . . .“

„Nur das nicht!“ sagte Edith sehr bestimmt.

„Wem willst Du es zumuten, mit dem zerstreuten Bräutigam einer anderen stundenlang zusammen zu sein. Nein, lasst das Brautpaar nur ungetrennt!“

„Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ lachte Erna, „machen wir es so: Otto geht mit Frida, ich mit Ernst und Edith . . . ? ja, Edith geht mit Herrn von Erten. Seid Ihr zufrieden?“

„Ja, ja!“ rief man; am lautesten tönte die Stimme des Bräutigams, nur Edith schwieg. Sie stand da, die Hände in den Taschen der kurzen, mit Fell gefütterten Jacke, eine grosse Fellmütze auf dem Kopf. Unter stark gezeichneten, zusammengewachsenen Augenbrauen blickten die grossen, braunen Augen ernst und sicher in die Welt. Edith hatte eine bräunliche, gesunde Gesichtsfarbe und war von gutem, mittlerem Wuchse.

Die beiden Schwestern waren sehr hübsch. Sie hatten weisse Mützen auf und darunter war ein Gewirr von blonden Löckchen. Rote Wangen und lachende Augen waren hinter weissen Schleiern sichtbar.

Man begab sich scherzend und lebhaft sprechend in den Wald. Otto ging voran; als sie eine Viertelstunde gegangen waren, blieb er stehen und legte den Finger an die Lippen.

„Von nun an leise sprechen“, flüsterte er. „Hier ist der erste Platz“. Darauf nahm er vier Zündhölzchen und brach sie so ab, dass sie verschieden

lang wurden: „Bitte“, sagte er und trat auf Lieschen zu, „ziehe Eines!“

„Aber . . . ich gehe ja mit meinem Bräutigam“, begann diese ängstlich.

„Es ist auf kein Trennungsmanöver abgesehen“, lachte er, „es soll nur um den Platz geloost werden.“

„Ah, so!“

Es traf sich, dass Herr von Erten und Edith den letzten Platz hatten.

Schweigend schritten sie neben einander durch den tiefen Schnee. Von Zeit zu Zeit sah er auf sie hinunter, und es lag etwas Forschendes in seinem Blick. Da sie aber nichts sagte, schwieg auch er. Es war das zweite Mal, dass er mit ihr zusammentraf. Er hatte viel von der Schönheit der Schwestern gehört. „Schade, dass die Aelteste so wenig hübsch und so unliebenswürdig ist“ hatte man immer dazugesetzt. Aber als er die Mädchen jetzt wiedersah, hatte er flüchtig über die Schwestern hinweggesehen und nur auf Edith blieb sein Blick aufmerksam ruhen.

Nikolai war reich. Er war viel gereist und befand sich eben in der Lage, nicht zu wissen, wie er sich sein Schicksal gestalten sollte; ob es besser sei für ihn, sich hier im Lande anzukaufen oder seinen naturwissenschaftlichen Studien im Auslande zu leben. Er war ganz frei, und es fehlte ihm eigentlich nichts, um glücklich sein zu können. Es fehlten ihm höchstens

Hindernisse, denn seine Natur war so recht dazu angelegt, Schwierigkeiten zu überwinden.

„Der Schnee ist fusstief, haben Sie auch eine ordentliche Fussbekleidung?“ fragte er leise.

„Ich habe Wasserstiefel an, es ist nicht das erste Mal, dass ich auf die Jagd gehe“, antwortete sie, ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

„Auf der Elchjagd waren Sie doch noch nie?“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Haben Sie schon einmal etwas geschossen?“ fragte er wieder.

„Gewiss, Jungwild und zwei Hasen; als Papa noch so weit gesund war, gingen wir oft zusammen auf die Jagd“.

„Und sträubte sich Ihr Gefühl nie dagegen, mit eigener Hand ein Tier zu tödten?“

Sie sah erstaunt zu ihm auf.

„Ich liebe die Jagd“, sagte sie einfach. „Es kommt natürlich ganz auf die Auffassung an, aber ich halte sie für einen edlen Sport.“

„Sie sehen also keinen Unterschied darin, ob Sie nur als Zuschauer mitgehen, oder ob Sie selbst handelnd eingreifen?“ fragte er.

Edith schwieg einen Augenblick, dann sagte sie:

„Das ist Gefühlssache. Ich persönlich wäre als Zuschauer ebenso betheiltigt, wie der Jäger. Ich würde mit Leidenschaft dabei sein, und bleibt es sich daher

nicht gleich, ob ich eigenhändig schiesse oder nur schießen lasse?“

„Sie sind also ein ganzer Jäger und fassen die Jagd nicht als pikanten Picknik auf, wie so viele, besonders Damen, es zu tun pflegen?“

Edith lächelte: „Ich will nicht leugnen, dass ich den stundenlangen Aufenthalt in der freien Natur und die tiefe Stille des Waldes liebe. Dazu kommt die Spannung aller Sinne und die erwartungsvolle Unruhe — ach, das alles hat eben solch einen versteckten Reiz, wie wohl kaum etwas Anderes!“

Der Jäger, der sie zum Stande geführt hatte, stand nun still. „Hier“, flüsterte er, „eine sehr gute Stelle.“ Dann entfernte er sich.

„Da ist auch ein Baumstumpf, auf dem Sie sitzen können“ sagte Nikolai; er brach einige Tannenzweige ab und wollte den Sitz reinfegen.

„Bemühen Sie sich nicht“, sagte sie kurz, „ich stehe!“

„Es kann lange dauern und Sie werden müde werden.“ Dabei legte er noch einige Zweige auf den Stamm. Sie blieb ruhig stehen.

„Mir scheint, Sie sind sehr gewohnt, Ihren Willen durchzusetzen“, meinte er lächelnd.

„Ja! oft zu vieler Leute Verzweiflung“.

„Wie alt sind Sie?“

„Fünf und zwanzig!“

„Ja, Sie können schon einen ausgebildeten Charakter haben“, sagte er noch immer lächelnd.

„Ich habe gar keinen Charakter, ich bin nur Verneinung!“

Er machte ein sehr erstauntes Gesicht; dann reizte es ihn mit einem Mal, ihr eine Schmeichelei zu sagen.

„Sie müssen einen grossen und interessanten Charakter haben!“ sagte er.

Sie machte eine unmutige Bewegung mit dem Kopfe und es schien zuerst, als hielte sie es garnicht der Mühe werth, zu antworten. Ihr Blick wollte ihn nur streifen, blieb aber auf seinem Gesichte haften und dann sagte sie ernst und mit zusammengezogenen Augenbrauen:

„Sie müssen eine sehr schwache Meinung von mir haben, da Sie mir mit einer Schmeichelei kommen. Ich weiss sehr gut, was ich von mir zu halten habe und was nicht. Ich habe ein viel zu sicheres Selbstbewusstsein, als dass eine Schmeichelei irgend einen günstigen Eindruck auf mich machen könnte.“

Er betrachtete sie aufmerksam, als sie so sprach.

„Ihre Antwort gefällt mir!“ sagte er, „zweifeln Sie nie an sich?“

„Darauf verstehe ich nicht zu antworten! Aber wollen wir lieber nicht sprechen, das scheucht die Elche vielleicht.“

Sie schwiegen längere Zeit, endlich hörten sie das

Signal, man hatte angefangen zu treiben. Nikolai nahm die Flinte und blickte aufmerksam umher. Edith richtete ihre Blicke nach den seinen; sie hatten einen freien Platz vor sich und waren selbst hinter Bäumen versteckt.

„Es ist noch nichts zu sehen!“ flüsterte sie etwas aufgeregt.

„Doch, da — sehen Sie nach rechts“, sagte er kaum hörbar und legte die Flinte an.

Edith sah nach rechts. Eins, zwei, drei Elche kamen langsam und ruhig näher. Sie waren auf etwa zweihundert Schritt und liefen einer hinter dem anderen. Dazwischen blieben sie stehn und sahen sich um. Jetzt waren sie in Schussweite! Da aber senkte Nikolai die Flinte.

„Nun?“ fragte sie aufgeregt.

„Es sind drei Tiere“, sagte er.

„Sind alle drei Kühe?“

„Alle drei!“

„Wie ärgerlich!“

Die Tiere waren nun schon ganz nah; da bemerkten sie die Menschen, stutzten einen Augenblick, Nikolai schnalzte leicht mit der Zunge, und mit mächtigen Sätzen sprangen sie davon, in den tiefen Wald hinein.

„Es war doch sehr hübsch?“ sagte er.

„Ja, ja, aber kein Hirsch darunter!“

„Sahen Sie sich die Tiere auch genau an? Das erste . . . .“

„Sie scheinen die Sache mehr vom naturwissenschaftlichen, als vom Jägerstandpunkte aus aufzufassen“, sagte sie.

„Seien Sie nicht so ungeduldig, gnädiges Fräulein, wir werden noch ein Revier durchnehmen.“

Da nahten sich die Treiber, Jäger und die übrige Gesellschaft.

„Wir haben welche gesehn!“ rief Frida, „und Du, Edith?“

„Waren es Hirsche?“ fragte Edith hastig entgegen.

„Nein, drei Kühe nur.“

„Ich hatte Unglück!“ klagte Erna.

„Aber wir sahen einen Hirsch und eine Kuh!“ rief Lieschen strahlend.

„Nun, und warum schosst Du denn nicht?“ fuhren die Herren auf den unglücklich seligen Bräutigam los.

„Es war ja so ein Paar, und Lieschen meinte . . .“ begann er, seine Braut verliebt ansehend. Die anderen Herren lachten ihn aus, Edith aber zog die Stirn kraus und murmelte:

„Giebt es etwas Dümmeres und Alberneres auf der Welt, als solch ein verliebtes Brautpaar!“

Nikolai hatte ihre Worte gehört.

„Sie sind paradox, Fräulein Edith, ich hoffe doch, dass Sie Ausnahmen zugeben wollen?“ fragte er.

Edith zuckte die Achseln.

Wieder ging die Gesellschaft durch den Wald und verteilte sich nach dem Loose.

Edith und Nikolai standen und warteten. Das Terrain war uneben und mit Strauchwerk bestanden. Edith fühlte sich diesmal schon ein wenig ermüdet.

„Ich biege diese stämmigen, kleinen Tannen zu recht, dann können Sie darauf sitzen“, sagte er.

Sie setzte sich.

„Sie sind doch ein wenig müde?“ fragte Nikolai.

„Ja, aber ich liebe nicht, wenn man das bemerkt.“

„Sie verschmähen es also, mit weiblichen Schwächen zu kokettieren?“

„Ja. Ich verachte überhaupt die gewöhnliche kleine Koketterie.“

„Nur die kleine?“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Sehen Sie“, sagte sie dann, „wenn ein Weib im Grossen mit Herzen unglücklicher Männer spielt, wenn sie die tragischsten Consequenzen mit frevelhafter Ruhe hervorruft, dann — dann nötigt mir das doch fast eine gewisse Achtung ab.“

Er sah schnell zu ihr hinüber, alles Unerwartete schien ihm Freude zu bereiten.

„Wirklich?“ fragte er.

„Ja, ich weiss natürlich, dass das unedel und

herzlos ist, aber es ist in so grossem Maasstabe schlecht dass man — achten kann!“

„Da Sie nun weder unedel noch herzlos sind, kokettieren Sie also niemals?“

„Ich sprach garnicht von mir!“ sagte sie ungeduldig. „Ich kann einem Manne ebenso fest und ruhig in's Auge blicken, wie einem Mädchen, und bin überhaupt nicht so angelegt, dass ich das Herz des Mannes als Verschönerungsspiegel meiner eigenen Persönlichkeit benutzen würde.“

„Es ist Ihnen also einerlei, ob Sie gefallen oder nicht?“

„Ja. Ich würde jedenfalls keinen Finger rühren, um Gefallen zu erwecken.“

„Sie lieben es eben auch nicht, sich mit all den nebensächlichen Kleinigkeiten des Lebens abzugeben“, sagte er nachdenklich, mehr für sich, als zu ihr.

Es war dasselbe Prüfen in ihrem Blick wie erst, als sie ihn ansah.

„Ja, aber das Leben ist voll davon!“ sagte sie seufzend. „Ich begreife nicht, was für eine Freude die Menschen daran haben, sich das letzte bischen Freiheit zu rauben durch alles Unnütze, Überladene und Falsche, womit sie sich das Leben schwer machen.“

„Ja“, ergänzte er, „wir leben unter einem steten Zwange und manche Individualität wird dadurch erstickt.“

„Und doch stellt die Würde des Menschen an

jeden Einzelnen die Anforderung, sich ein selbständiges Ich zu erkämpfen. Nicht wahr?“

„Gewiss, gewiss!“ sagte er nur.

Sie schwiegen einen Augenblick, als wollte jeder den Gedanken allein für sich ausdenken, dann sagte er:

„Sie lieben das Grosse und Aussergewöhnliche; leiden Sie denn nicht darunter, dass man es so selten findet?“

„Oh, ja!“

„Ihre Umgebung bietet Ihnen wenig?“

Sie zauderte, ob sie nichts sagen sollte oder alles, und entschloss sich zum Letzteren. „Meine Umgebung ist grenzenlos gewöhnlich! Papa nehme ich aus; er ist krank. Mama denkt nur daran, dass die Mädchen überall einen guten Eindruck machen, um sich möglichst bald zu verheiraten. Nun, und die Mädchen? Sie sind so unendlich dutzendhaft, so unausstehlich nett und allerliebste; ich kann das nicht vertragen! Und jetzt diese Verliebtheit von Lieschen! Ich möchte ihr immer zurufen: „Nutze Deine Spielsache nicht zu sehr ab, Kind!“

Er lachte: „Das „unausstehlich nett“ gefällt mir. Ich liebe auch nicht den Allerwelts-Geschmack!“

„Ein Gegenteil kann aber oft noch schlimmer sein“, antwortete sie. „Macht es die Jagd oder die Waldeinsamkeit, oder ich weiss nicht was, dass ich so offen mit Ihnen rede. Aber sind Sie nicht auch ein

Mensch, der macht, was er will und was ihm gerade einfällt?“

„Sprechen wir nicht von mir“, bat er. „Sagen Sie mir lieber, was das Gegenteil von „unausstehlich nett“ ist?“

„Das bin ich!“ sagte sie ruhig, „ich bin unausstehlich eigenwillig und rücksichtslos!“

Sie sah dabei von ihrem Sitz aus zu ihm auf. Die Augen blickten ernst, trotzdem ein Lächeln um den Mund spielte. Ein merkwürdiges Gesicht, dachte er, wie kann man nur überhaupt über die kleinen Fratzen der Schwestern ein Wort verlieren!

„Sind Sie sehr tätig und pflichttreu dabei?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Oh nein! ich tue nie etwas, denn ich hasse Schein-Beschäftigungen, und womit beschäftigt man uns junge Mädchen? Immer nur mit Spielereien. Ich möchte eine wirkliche Arbeit haben, die meinen Kopf und meine Kraft anstrengt, oder garnichts!“

„Ja, aber das ist hier sehr schwer zu finden für ein junges Mädchen!“

„Darum thue ich auch nichts! Wenn Mama mir vorschlägt, mich im Hause nützlich zu machen, so muss ich oft lachen. So thun meine Schwestern denn auch alles, denn sie sind solche rechte Spielkinder. Ich thue nichts und Mama sagt dann: Die Mädchen arbeiten und sind leistungsfähig, während Du . . . .“ Hier lachte Edith bitter auf.

Nikolai sah sie sehr aufmerksam an; sie waren so beschäftigt, dass eine Menge Elche unbeschadet hätten vorbeilaufen können.

„Ich habe mit Papa gesprochen, ich soll etwas in die Forstwirtschaft eingeweiht werden, um mich ein wenig im Walde nützlich machen zu können“.

„Die Beschäftigung eines Mannes!“ sagte er. Sie schwiegen einige Zeit, dann fragte er:

„Sind Sie unglücklich?“

„Nein, garnicht so, wie man es denken sollte. Papa braucht „seinen Jungen“, so nennt er mich immer. Mama und die Schwestern hätten allerdings Grund genug, mich nicht leiden zu können, denn wie schauerhaft scharf, höhnisch und launisch ich so zu Hause sein kann, davon haben Sie keine Ahnung!“ Sie sah mit treuherzigen, gradblickenden Augen zu ihm auf und er dachte: nun, mit dem allen muss es doch nur ein Vergnügen sein, fertig zu werden!

„Ja“, sagte er nachdenklich, „gewaltsame, kräftige Naturen sehn oft weder nach rechts noch nach links und . . .“

„Aber man sagt doch immer, dass die schwachen Naturen sich viel mehr gehn lassen?“ warf sie ein.

„Sehn Sie, das ist etwas anderes. Die Schwachen können sich oft nicht zusammen nehmen. Sie haben den guten Willen, aber nicht die Kraft dazu. Wir Starken wollen einfach nicht, wir handeln oft rück-

sichtslos, im vollsten Bewusstsein, ohne eine Spur von Reue oder sentimentaler Anwandlung zu verspüren.“

„Ja, das ist wahr, ich bin rücksichtslos. Ich fühle so stark, wie ich bin, und ich möchte garnicht dieses Selbstbewusstsein missen. Ich glaube die Kraft zu haben, auch in meinen Fehlern consequent zu sein, und ich will mich garnicht beschränken lassen!“

„Ein hoher ethischer Standpunkt ist das nun eben nicht!“ meinte er lächelnd.

„Darnach strebe ich auch garnicht!“

„Wie ruhig Sie das eingestehen“, sagte er erstaunt.

„Das ist eben dieses gesteigerte Ich-Gefühl! Ich schäme mich nie, irgend etwas auszusprechen, was ich denke oder thun möchte. Oft bin ich schlecht, dessen kann ich Sie versichern, allerdings nicht immer . . . . aber da? kommt da nicht etwas?“

„Ich sehe nichts, hörten Sie denn das Signal?“

„Nein.“

„Es muss aber schon gewesen sein, nein, das da ist nichts.“

„Aber einen Hirsch müssen Sie noch heute schiessen!“

„Muss?“ fragte er lächelnd.

„Gewiss — oder ich schiesse ihn sonst.“

„So . . . so . . .“

„Ja, sonst ist die Jagd doch verfehlt.“

„Es kommt heute nicht so sehr darauf an etwas zu schießen.“

„Sie fassen die Sache nicht ernst auf, weil es eine Damenjagd ist“, sagte sie unmutig.

„Sie haben Recht. Ausserdem hat mir das Schicksal eine Dame zuerteilt, die . . . .“

„Nein, nur kein Compliment!“ rief sie.

„Nein, nein, ich kenne Sie nun ja von der Seite, ich spreche ganz ehrlich, wie jeder Mensch ehrlich mit Ihnen sprechen müsste. Sie interessiren mich mehr als alle Jagden.“

„Das ist natürlich. Ich bin eine neue Bekanntschaft und habe offen mit Ihnen gesprochen. Wenn wir noch einmal auf die Jagd gehn sollten, würden die Elche Sie viel mehr interessiren, als ich.“

„Das bezweifle ich.“

Sie schwiegen.

„Es kommt doch nichts mehr!“ sagte sie endlich sehr enttäuscht.

„Wollen wir noch ein wenig warten. Da . . . . hören Sie, die Treiber sind ganz nah, ob das nicht . . .?“ er stellte sich in Positur. Sie stand still und sah aufmerksam umher.

„Dort . . . dort, aus dem Gebüsch“, flüsterte er. Aus dem Gebüsch trat richtig ein Elch heraus, ein mächtiger Hirsch war es.

„Ein Zwölfender!“ sagte Nikolai leise. Der Hirsch

that einen grossen Sprung, dann stand er und sah sich um. Es war ein prachtvoller Anblick, der jedem echten Jäger das Herz für einen Moment stille stehn lässt vor freudigem Schreck. Edith zitterte vor Erregung. Nikolai legte die Flinte an, zielte lange und schoss ab.

Der Hirsch stutzte und fuhr zusammen, dann sprang er einen Schritt rückwärts. Er schien nicht getroffen zu sein. Edith zitterte heftiger. Sollte der Hirsch wieder davonlaufen? Nein, nein und nein!

Nikolai hielt das Gewehr in der Hand und starrte gespannt auf den Hirsch hin, da riss Edith ihm in höchster Aufregung und Ungeduld die Flinte aus der Hand, legte an, zielte kaum und schoss. Laut krachte der Schuss, der Hirsch schwankte, knickte ein und fiel.

Edith sah zu Nikolai hinüber und nie vergass sie den Ausdruck in seinem Gesicht. Er war ganz blass geworden, aus seinen Augen brach es hervor wie Schmerz und Stolz, und um den Mund lag ein seltsam mitleidiges Lächeln. In dem Augenblick, wo sie angelegt hatte, hätte sie ihr Leben hingeben wollen für einen guten Schuss, und nun . . . als der Hirsch fiel, fühlte sie sich schwach werden, alles Blut strömte zum Herzen, und dabei dieser Blick von ihm. Es packte sie plötzlich, sie wusste nicht warum, ein furchtbarer Zweifel, noch nie hatte sie derart an sich gezweifelt, wie in diesem Augenblick. Sie musste

sich setzen, schloss die Augen und liess die Flinte in den Schnee fallen. Er stand einen Moment regungslos und sah zu ihr hinunter, dann ging er zur Stelle, wo der Hirsch gefallen war.

Da nahten sich alle die anderen. Die Herren kamen angelaufen.

„Nun, nun, was ist geschossen?“

„Der Tausend . . . ein . . .“

„Na, hör mal, ein Zwölfender, das ist wirklich . . .“

„Ich gratuliere!“

Die jungen Damen kamen nun auch herbei. Sie schauderten, traten aber doch neugierig näher.

„Ach, wie gross!“

„Das arme Tier!“ so riefen sie.

Edith raffte sich gewaltsam auf und ging auch zu den anderen, sie war noch bleich.

„Aber Du hast ja zwei Schüsse gegeben“, rief Otto, „der eine, bravo, vorzüglich, das ist ein Meisterschuss, hier in's Blatt, wie präzise! und dann noch hier, dieser Schuss am Knie . . .“

„Nicht beide Schüsse stammen von mir“, sagte Nikolai langsam, während seine Augen prüfend und ernst auf Edith ruhten. „Der tötliche Schuss kam von Fräulein Edith!“

„Von Edith?!“ schrien die jungen Damen auf.

„Von Edith?“ wiederholten die Herren zweifelnd.

Edith aber stand da und starrte auf den Hirsch hinunter. „Zwei Schüsse“, murmelte sie nur.

„Der Schuss ist aber sehr gut, Du musst brillant gezielt haben, Edith, ich gratuliere, Hut ab!“ rief Ernst.

Alle Herren nahmen die Mützen ab, schwenkten sie und riefen:

„Bravo, hurrah!“ Edith nickte nur mechanisch mit dem Kopfe. Man unterzog den Hirsch einer gründlichen Prüfung und begab sich dann in den Wald. Hier standen am Wege zwei grosse Schlitten für die Jagdbeute. Der eine wurde nun als Frühstückstisch benutzt. Die jungen Damen kramten den Speisekorb aus, man ass und war guter Dinge, sogar Nikolai hatte sein sonst oft mürrisches und verschlossenes Wesen abgelegt. Nur Edith war still, sie trank ein Glas Wein, und begab sich dann, wie magnetisch angezogen, zum toten Hirsch zurück. Hier blieb sie stehen und starrte wieder zu ihm hinunter. Die Leute waren alle bei den Schlitten und bekamen Branntwein, so stand sie allein im Walde. Plötzlich tauchte Nikolais hohe Gestalt neben ihr auf. Sie erschreck und fuhr zurück.

„Ich komme, um meine Flinte zu holen!“ sagte er; einen Augenblick stand er neben ihr, dann ging er weiter.

Wieder war sie allein . . . . „Zwei Schüsse . . . .“ murmelte sie noch einmal, „und beim Knieschuss musste

der Hirsch zusammenknicken, aber er sagte doch, es wäre mein Schuss gewesen, der den Tod gegeben hätte . . .“ Da überkamen sie wieder Zweifel und eine Art von Widerwillen gegen sich selbst, und sie errötete beim Gedanken, dass sie ihm die Flinte aus der Hand gerissen hatte.

Jetzt kehrte er zurück, das Gewehr in der Hand. Er stellte sich neben sie hin. „Nun“, sagte er, „für den Jagdkönig machen Sie doch ein zu trauriges Gesicht!“

„Jagdkönig!“ rief sie und sah ihn fest an, „es sind zwei Schüsse!“

„Nun ja, und Ihrer war der Meisterschuss!“ sagte er leichthin.

„Seien Sie aufrichtig“, fuhr sie fast heftig auf, „welcher Schuss war meiner?“

„Das kann man nicht so ganz genau bestimmen, aber alles spricht dafür, dass es . . .“

„Nein! behandeln Sie mich wie Ihresgleichen, bitte! Wohin zielten Sie!“

Nikolai zauderte erst etwas, dann sagte er jedoch: „Zufälligerweise zielte ich ganz ebenso wie Sie, aber meine Hand muss gezittert haben und der Schuss glitt ab!“

„So! und was dachten Sie, als ich die Flinte nahm? glaubten Sie getroffen zu haben?“

Nikolai errötete: „Wozu diese Fragen!“ rief er.

„Sie ehren mich am meisten, wenn Sie aufrichtig sind, begreifen Sie das denn nicht? Ich will mich nicht täuschen, Sie müssen offen sein, also?“

„Nun ja, ich dachte ich hätte getroffen, da ich gut zielte.“

„Sehn Sie“, rief sie erleichtert, „Sie geben also zu, dass Sie glaubten getroffen zu haben. Ich hatte garnicht ordentlich gezielt, ich war vielzu aufgereggt und drückte nur so los.“

„Aber Sie sahen doch den Hirsch fallen?“

„Er knickte zusammen durch den Knieschuss, das legte ich mir jetzt zurecht, als ich sah, dass es zwei Schüsse waren. Allerdings, als der Hirsch im Feuer fiel, da dachte ich . . . Aber als Sie mich so ansahen, da, da zweifelte ich sofort, ich wusste noch nicht woran. Was ich in dem Moment durchmachte, als ich sah, dass es zwei Schüsse waren, und hörte, wie Sie sagten, der gute Schuss wäre meiner . . . diese Qual können Sie sich nicht vorstellen!“

„Fräulein Edith!“ rief Nikolai aufgereggt und trat einen Schritt näher.

„Bitte, erklären Sie nun vor allen Menschen, dass der gute Schuss Ihrer ist!“ sagte sie.

„Aber, das ist doch ganz gleichgiltig!“

„Nein, mein Stolz leidet zu sehr darunter!“

„Wenn Sie wollen, werde ich es thun!“ sagte er nach einer kleinen Pause.

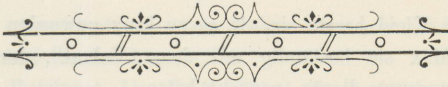
„Ich danke Ihnen!“ sagte sie und drückte ihm die Hand, wie einem treuen Kameraden, aber sie vermied es, ihm gerade in's Auge zu sehn. Dann zog sie die Hand zurück und setzte lächelnd hinzu:

„Und doch haben Sie mir heute ein gutes Stück von meinem stolzen Selbstgefühl genommen!“

„Ich?“ rief er.

„Ja, Sie gaben mir den Sieg, Sie hielten sich für den Stärkeren und — Sie sind es! Aber kommen Sie, wollen wir zu den Anderen zurückgehen!“





## Lizzie's erster Ball.

### I.

Es ist also ganz bestimmt, Mama, Du nimmst die Kleine mit!“ sagte Max und blinzelte zu seiner Schwester Lizzie hinüber. Diese war dunkelrot vor Aufregung, bemühte sich aber, ein möglichst gleichgiltiges Gesicht zu machen.

Lizzie war ein hübscher Backfisch von sechzehn Jahren, mit frischen Farben, lachenden Augen und einem prachtvollen, blonden Zopfe.

„Nicht wahr, Tante?“ bat nun auch Else, die zum Studentenball nach Dorpat gekommen war.

„Ja, ja, Kinder“, sagte Mama, „ein Unsinn bleibt es, ein Schulkind auf den Ball zu bringen, doch ich will es thun, da Ihr alle es durchaus wollt. Aber was zieht das Kind an?“

„Das rosa Sommerkleid mit dem prachtvollen Volant natürlich!“ rief Max, um Lizzie zu necken.

Dieses Kleid hasste sie, da es zu kurz geworden war und Max sie beständig mit dem „Volant“, der zur Verlängerung diente, geneckt hatte.

„Was für ein Blödsinn!“ schrie Lizzie nun empört, „hörst Du, Mama, was er für Unsinn schwatzt? Du willst wahrscheinlich, Max, dass alle Studenten mich auslachen sollen?“

„Aber gewiss, Lizzie, darum will ich Dich doch auf den Ball bringen, merkst Du das erst eben?“

„Er spasst doch nur“, beschwichtigte Else, als sie Lizzies gerunzelte Stirn und blitzende Augen bemerkte.

„Macht Ihr die Toiletten-Geschichten allein ab“, sagte Max aufstehend, „die Uhr schlägt drei, ich muss fort!“

„Schon drei?“ rief Lizzie, „dann muss ich ja in die Schule zur Religionsstunde.“

„Komm' mit, Kind, ich nehme eine Droschke und wir fahren zusammen.“

Lizzie verwand ihren Ärger und machte sich fertig.

Die Stunde hatte schon angefangen, als sie in die Classe eintrat. Der alte Religionslehrer ging auf und ab, monoton redend, ab und zu eine Schülerin aufrufend.

Lizzie machte ihre Entschuldigung und begab sich auf ihren Platz. Ihr Wesen drückte die Sicherheit und die Unbefangenheit eines Kindes aus, dem

man anmerkt, dass es sein Leben lang mit viel Liebe umgeben worden ist.

„Entsinnst Du Dich, Elisabeth, was wir in der vorigen Stunde durchnahmen?“ fragte sie der Lehrer.

Sie fuhr erschreckt auf. Was war es doch gleich? Vor ihren geistigen Augen schimmerten Ballkleider und Kerzen, lustige Studenten und Cotillonschleifen. Wovon hatte man doch nur gesprochen? War es nicht von der Ausgiessung des heiligen Geistes? Sie sah hilfesuchend nach rechts und links.

„Der Apostel Paulus im Gegensatz zu den anderen Aposteln!“ flüsterte ihr ihre Nachbarin zu, leider aber so vernehmlich, dass der Lehrer es auch hörte.

„Du hast Elisabeth jetzt die Antwort vorweggenommen!“ sagte er nur.

„Nein“, rief Lizzie, „ich hätte keine Antwort gewusst!“

Sie war gerade heraus und sagte immer die Wahrheit und wurde darum auch sehr von ihren Kameradinnen geliebt.

Nach einiger Zeit bekam sie von derselben Nachbarin einen Zettel zugeschoben, auf dem geschrieben stand:

„Habe B . . . heute gesehen, schön wie immer, Bart rasiert. Gehst Du auf den Ball?“

Lizzie riss aus ihrer Kladde ein Blatt Papier heraus, sie konnte es unbemerkt thun, der Lehrer sprach mit anderen Schülerinnen, und schrieb:

„Ganz abrasiert? Gehe auf den Ball, hurrah!“

Als Antwort erhielt sie wieder ein Zettelchen:

„Beneidenswerth! Aber was wird Arthur dazu sagen? wird eifersüchtig sein!“

Daraufhin schrieb Lizzie lakonisch:

„Mir einerlei!“

Die Nachbarin schnitt ein erstauntes Gesicht, wurde aber gleich darauf vom Lehrer aufgerufen.

Endlich war die Stunde zu Ende.

Der Lehrer war kaum zur Thür hinaus, so erhoben sich die Mädchen von ihren Bänken, und es begann ein Schwatzen, dass kaum eine ihr eigenes Wort hörte.

Lizzie und ihre sieben Freundinnen hatten eine „Clique“ gebildet, die schaarte sich jetzt um sie.

„Nun?“

„Und“ . . .

„Gehst Du auf den Ball?“ Sie wurde mit Fragen überströmt.

Lizzie kniete auf der gelben Schulbank, sie zitterte vor Freude und Triumph, versuchte aber wieder das ruhige Gesicht einer jungen Dame zu zeigen.

„Ja, ich gehe!“

Die anderen Schülerinnen hatten die Classe verlassen, nur die acht Freundinnen blieben noch.

„Was ziehst Du an, Lizzie?“

„An welchem Tage ist es?“

„Hast Du auch Ballfieber?“

Die Mädchen standen theils, theils sassen sie auf Tischen und Bänken. Es dämmerte schon. Die Uhr ging stark auf fünf.

Sobald die Stunden aufgehört hatten, bekam die Classe einen gewissen Reiz. Die grosse, schwarze Tafel, das Katheder mit dem zugeklappten Classenbuch . . . gerade diese vollständige Nüchternheit wirkte als Contrast zu den erhitzten, phantasievollen Gemüthern der Jugend.

Es wurde immer dunkler und kälter. Aber alles das erhöhte nur den Reiz, und die Mädchen drängten sich fröstelnd, aber mit glühenden Wangen an einander.

„Wie steht es nur mit Deiner Schwärmerei für Arthur?“ fragte endlich Marie, Lizzies Nachbarin.

„Ich weiss überhaupt nicht, was Du an ihm fandest!“ sagte eine andere.

„Er ist ja noch Schüler!“ meinte eine dritte verächtlich; sie schwärmte für einen Theologen, der schon vor dem Schluss-Examen stand.

Es gehörte überhaupt in der ersten Classe zum guten Ton, für Studenten zu schwärmen, nur Lizzie war eine Ausnahme gestattet.

Sie warf jetzt erröthend den Kopf zurück und sagte: „Wer spricht denn überhaupt von „Schwärmerei“, so wie Du, Marie, und das Triumvirat für B . . . schwärmt, das ist Schwärmerei!“

Das Triumvirat errötete; und die drei jungen

Mädchen sandten Marie einen eifersüchtigen Blick zu. Marie lebte nämlich dem betreffenden schönen Kurländer gegenüber und hatte also am häufigsten das Glück, „Ihn“ zu sehn. Keine von den Vieren kannte „Ihn“, aber das war gerade so romantisch.

„Ja“, sagte Marie ernsthaft, „das ist Liebe. Meine Augen und meine Phantasie lieben ihn, das ist gewissermassen eine künstlerische Liebe.“

Diese Phrase imponierte allen gewaltig, besonders Lizzie sah bewundernd zu ihrer klugen Freundin auf und fragte: „Ist das auch eine „künstlerische“ Liebe, mit der wir alle für Darling schwärmen?“

„Darling“ war der Spitzname ihres jungen Lehrers. Marie dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Ich glaube kaum, dass das eine künstlerische Liebe ist, da ja alle sie empfinden und nicht jeder Tendenz und Disposition hat, künstlerisch lieben zu können!“

Nachdem sie das gesagt hatte, warf sie sehr stolz den Kopf zurück und sah sich im Kreise ihrer Freundinnen um.

Es ging jedoch über Lizzies Horizont, sie sagte sich nur, dass es gewiss etwas ausserordentlich kluges war.

Da öffnete sich die Thür und herein trat eine Lehrerin.

„Wisst Ihr nicht, dass es verboten ist, nach der Stunde hier zu schwatzen?“

Sie wussten es wohl und packten eilig ihre Bücher zusammen. Die Meisten schnallten keinen Riemen herum, denn es war in der ersten Classe mehr „Chic“, die Bücher lose zu tragen.

---

## II.

Der grosse Tag des Balles war gekommen. Lizzie hatte in der Nacht nur wenig geschlafen, denn sie war sehr aufgereggt und hatte fast das Gefühl, als sollte sich ihre Zukunft entscheiden.

Es war ein Sonntag und Else und Mama waren zur Kirche gegangen. Lizzie blieb zu Hause; sie glaubte irgendwo gehört zu haben, dass es besser sei, am Tage des Balles nicht hinauszugehen, es verdürbe den Teint, und das wollte sie um alles in der Welt nicht! Ihr Gesicht hatte ja schon ohnehin die schreckliche Eigenschaft, zu brennen und zu glühen, sobald sie sich aufregte! Das machte Lizzie grosse Sorgen, denn zu ihrer Ideal-Vorstellung eines jungen Mädchens gehörte eine vornehme Blässe.

So ging sie denn aus einem Zimmer in's andere, ohne etwas vorzunehmen.

Da hörte sie den schrillen Ton der electricen Glocke. Das sind wohl Mama und Else, die zurückkommen! dachte sie und lief in's Vorzimmer.

Dort stand aber ein sehr junger Mann, schlank

und hochaufgeschossen, mit feinen Gesichtszügen und grossen, dunklen Augen.

Es war Arthur! Er errötete freudig, als er Lizzie erblickte, auch sie errötete, nahm aber sofort eine selbstbewusste Haltung an.

„Ah! Sie sind es!“ sagte sie von oben herab.

Sie reichten sich die Hände, und es entstand eine kleine Pause.

„Es — es geht Ihnen gut?“ fragte er.

„Aber gewiss. Wie geht es Helene?“

„Ich danke. Sie schickt Ihnen einen Brief.“

„So. Ist es kalt heute?“

„Garnicht. Kommen Sie heute auf die Schlittschuhbahn? Es ist Musik.“

„Aber gewiss nicht!“ rief sie empört, „heute — heute doch nicht!“

Über sein hübsches Gesicht zog ein Schatten. Sie dachte wohl nur noch an den Ball und forderte ihn ja auch nicht auf, näher zu treten, wie sonst! So knöpfte er denn hastig seinen Rock auf und gab ihr den Brief.

„Ist eine Antwort nötig?“ fragte sie.

„Meine Schwester bittet darum!“

Lizzie trat in den Salon, scheinbar sehr vertieft in das Lesen des Briefes. Sie schielte aber von Zeit zu Zeit verstohlen zu ihm hinüber; er ging ungeduldig auf und ab. Warum fragte er sie nicht nach dem

Balle? Es musste doch Eindruck auf ihn gemacht haben? Ja, er sah doch auch ganz aufgeregt aus . . .

Plötzlich stellte er sich in die Tür und sagte, indem ihm die Röte bis in die Stirn stieg:

„Ich gehe und werde später nach der Antwort schicken!“

Sie sah ganz erschrocken zu ihm hin. Er hatte doch wahrhaftig gar keinen Grund, sich zu ärgern! Oder erwartete er, dass sie heute auch so lange Zeit mit ihm schwatzen sollte, wie sonst, wenn er wieder einen von Helenens unnützen Briefen brachte? Er war wahrhaftig ärgerlich, und — merkwürdig, es hatte etwas prickelndes für sie, das anzusehn!

„Gehn Sie nur, wenn Sie wollen“, sagte sie, „aber ich finde, Sie hätten wohl so viel Zeit zu warten, bis ich die Antwort geschrieben habe!“

Er biss sich auf die Lippen; da klopfte es von aussen an die Tür, es waren Mama und Else, die Stimmen im Vorzimmer gehört hatten und daher nicht schellten.

Lizzie lief davon, den Brief zu schreiben. Als sie wieder kam, fand sie Arthur und Else in lebhaftem Gespräch. Sie sprachen über den Ball. Nun spricht er! dachte sie, und mit mir sprach er nicht darüber! Sie gab ihm stumm den Brief ab und lief wieder davon.

Beim Mittagessen fragte Else: „Lizzie, warum

warst Du so kratzbürstig gegen den hübschen Arthur?“

Lizzie fuhr auf: „Ich bin überhaupt nicht gegen ihn gewesen!“

Max lachte, „Aber Else, wo wird Lizzie denn einen Schüler bemerken, sie ist doch heute eine grosse Studentendame!“

Damit stand er auf, er behauptete noch viel zu tun zu haben bei der Dekoration des Saales.

„Mama, vergiss nicht, uns das Silber zu schicken und die grosse Palme auch!“

„Nein, nein, lieber Junge, es kommt alles. Aber was Ihr für Vorbereitungen macht, Ihr Studenten!“

„Dann schicke doch Lizzie's Waschtisch und Schreibtisch auch, Mama!“

Lizzie merkte, dass er sie wieder necken wollte, und nervös, wie sie heute war, traten ihr die Thränen in die Augen.

„Max“, sagte sie etwas pathetisch, „ich bekomme einen schwachen Begriff von einer Corporation!“

Er lachte nur. „Sei nicht so bescheiden, Kind, die Corporation ist deshalb noch nicht heruntergekommen, weil Sie einmal etwas von Deinen Sachen nötig hat!“

„Oh wie geistreich!“ versuchte sie zu spotten. „Ich bekomme deswegen einen schwachen Begriff“, fuhr sie fort, „weil man Dich zum Chargierten gewählt hat!“

Max lachte wieder in seiner lustigen Weise hell auf: „Ich werde bestimmt bei der nächsten Wahl den Convent auf Dich hinweisen, damit er Deinen Rat anhört.“ Darauf ging er. Lizzie aber bezwang mühsam ihre Tränen.

„Herzenskind“, tröstete Else sie. „Sie ist so aufgeregert heute!“ fügte sie lächelnd, zur Tante gewendet, hinzu.

„Was werdet Ihr nun unternehmen, Kinder?“ fragte diese.

„Ich möchte schlafen bis zum Anziehen!“ sagte Else, „ich thue das gewöhnlich vor einem Ball.“

„Wie vernünftig, Kind! Lizzie, das mußt Du auch thun!“

„Kannst Du es denn zu Stande bringen, zu schlafen?“ fragte diese mit einem gewissen Respect.

„Warum nicht?“

„Kinder, legt Euch in meinem Zimmer hin, da könnt Ihr auch Toilette machen, es ist so geräumig!“

„Ja, ja, aber wir müssen nur alle unsere Sachen hinkramen!“ sagte Lizzie sehr eifrig.

Sie standen auf und brachten alles in Mamas Zimmer.

Es war schon etwas dunkel geworden.

„Soll ich die Lampen anzünden lassen?“ fragte Lizzie.

„Nein, dann können wir ja nicht schlafen! Ich werde Tante bitten, in's Zimmer zu kommen, wenn

es Zeit ist zum Anziehen. Dann brauchen wir uns nicht zu beunruhigen.“

Endlich legten sie sich hin. Lizzie auf's Bett, Else auf die Couchette.

Sie sprachen nicht.

Lizzie kniff die Augen gewaltsam zu und machte die heldenhaftesten Anstrengungen einzuschlafen. Ihr Herz klopfte aber bis zum Halse hinauf und, ach wie schrecklich, sie fühlte, wie langsam, langsam ihr armes Gesicht anfang zu glühen! Sie seufzte ein paar Mal tief auf und warf sich von einer Seite auf die andere.

Ob Else wohl schlafen konnte? Sie lag ganz ruhig da, mit geschlossenen Augen. Es schien aber doch ein wenig Renomage gewesen zu sein mit dem Einschlafen. Sie lag ganz still, aber die verheissungsvollsten Bildern umgaukelten sie. Sie sah sich im Arme eines eleganten Tänzers . . . sie hörte schon die Musik, aber sonderbar . . . es war immer derselbe Tänzer, es waren Maxens lustige Augen, die sie ansahen . . . Eine angenehme, kleine Aufregung erfüllte sie erwartungsvoll . . . unwillkürlich seufzte sie leicht auf.

Ein unendlich tiefer Seufzer und ein leise geflüstertes: „Aha!“ kam als Echo von dem Bette her.

„Was ist da, Lizzie?“ fragte Else.

„Du schläfst also doch nicht, Du kannst doch auch nicht schlafen, Else!“

„Nein, ich kann nicht! Ich weiss nicht, was mir heute ist!“

„Du bist aufgeregt?“

„Nein, liebes Kind, garnicht!“ sagte die drei Jahr ältere Else in möglichst überlegenem Ton, „aber wir wollten ja nicht sprechen!“

Es vergingen einige Minuten, dann sagte sie:

„Lizzie?“

„Ja?“

„Kannst Du ebenso gut trois-temps tanzen, wie Max?“

„Oho! gewiss! wir haben uns auch prachtvoll zusammen eingetanz.“

„Dann müsst Ihr einmal zusammen tanzen!“

„Aber, Bruder und Schwester?“

„Gerade! Aber, wir wollten ja schlafen!“

Wieder vergingen einige Minuten, jetzt war es schon ganz dunkel im Zimmer.

„Else?“

„Ja?“

„Was glaubst Du, was für Dekorationen wird man zum Cotillon bekommen?“

„Ach das . . . das weiss ich nicht!“

„Else! ich hörte doch, wie Max mit Dir darüber sprach!“

„Aber ich sollte es Dir nicht verraten, Lizzie!“

„Ach, es schadet doch nichts, jetzt, so nah vor dem Ball, sage doch, bitte!“

„Nein, nein, nein!“

„Unter welcher Bedingung?“

„Aber . . . unter keiner, Lizzie!“

„Aber . . . wenn ich Dir nun ein Geheimniss sage?“

„Ein Geheimniss? von wem? Ach nein, auch dann nicht!“

„Dann erfährst Du das Geheimniss nicht, und es könnte Dir leid thun, es ist sehr interessant . . . dieser Jemand . . .“

„Was, wer?“

„Nun, der gefällt Dir recht gut!“

„Mir! Lizzie, mir? sage doch!“

„Hilf mir erst auf die Spur!“

„Nun — es ist etwas sehr Schönes!“

„Schönes? etwas das auch Wert hat?“

„Wie kommst Du nur darauf?“

„Aha, es hat also Wert!“

„Unsinn — nur Affectionswert!“

„Das hat schliesslich jede Cotillon-Schleife in gewissen Fällen!“

„Ach, Lizzie . . .“

„Warte nur! . . . Etwas, das Wert hat . . . was kann das nur sein, eine Art Schmuck? Sag' Else, ja?“

Else forcierte ein Gähnen.

„Ach, lass mich, ich bin so furchtbar schläfrig, ich schlafe gleich ein!“

Nach einiger Zeit hörte Else, wie Lizzie leise kicherte.

„Nun, was hast Du schon wieder?“

„Du warst ja so schläfrig, Else!“

„Ach was, worüber lachst Du?“

„Über Dich.“

„Über mich? Was fällt Dir ein!“

„Ja, Du willst zu gern mein Geheimniss wissen, und darum hast Du mir Deins verraten, Else, Else!“

„Aber, Lizzie, ich habe es ja garnicht verraten, Du . . .“

„Aber natürlich, Du hast es mir doch gesagt, dass es . . .“

„Um Gotteswillen, Lizzie! sag' es nur nicht Max, dass Du es weisst, er freute sich so darauf, Dich mit den silbernen Cirkeln zu überraschen!“

„Hurrah!“ schrie Lizzie, „nun weiss ich es doch! es sind also silberne Cirkel!“

„Ach, Lizzie,“ rief Else sehr aufgeregt, „ich machte nur Spass, es sind ja gar keine silbernen Cirkel, es sind . . .“

Wieder lachte Lizzie hell auf.

„Gieb' es auf, Else! zur Belohnung sage ich Dir mein Geheimniss!“

„Gut, gut!“

„Du willst es wohl furchtbar gern wissen?“

„Du brennst ja darauf, es zu sagen!“

„Durchaus nicht!“ rief Lizzie empört. „Sagst Du

das noch einmal, so schlafe ich ein und spreche nicht mehr mit Dir!“

„Du bist ja sehr liebenswürdig, Lizzie.“

„Bilde Dir nur garnicht so viel darauf ein, dass Du drei Jahre älter bist!“

„Aber Lizzie, was fällt Dir ein? Nun, ich entschuldige Dich, Du bist jetzt so furchtbar aufgereggt!“

„Ich aufgereggt?“ rief Lizzie mit zitternder Stimme, „Du bist aufgereggt!“

Else sagte kein Wort.

„Nun?“ rief Lizzie provocierend.

Else schwieg beharrlich.

„Else!“ rief sie nun fast weinerlich. „Mach' doch nicht wieder so, als wärest Du eingeschlafen!“

„Nun gut, Lizzie“, sagte Else sehr grossmütig, „sage mir Dein Geheimniss!“

„Sage es aber nicht weiter, liebe Else. Also . . . weisst Du . . . der, der . . . Arthur ist ganz fürchterlich verliebt in mich . . .“

„Ach, das! Das wusste ich schon lange!“ rief Else sehr enttäuscht.

„Merktest Du es denn, ah, merkt man es?“

„Aber natürlich!“

„Ach, Else, ich möchte zu gern, dass er heute unter den Fenstern steht und sieht, wie ich tanze!“

„Wie grausam!“

„Ist es denn grausam, einen Menschen ein bischen zu quälen?“

„Aber natürlich! Er soll draussen stehn und Deine Erfolge ansehen?“

„Erfolge? Ach, Else, glaubst Du denn, dass ich Erfolge haben werde? Oh Himmel, ich habe ja so furchtbare Angst, sitzen zu bleiben! Ich werde ganz, ganz bestimmt sitzen bleiben, das wirst Du sehen!“

„Unsinn, dafür ist Max doch da!“

„Glaubst Du denn, dass ich es Max sagen werde, wenn ich sitzen bleibe?“

„Aber, was willst Du denn thun?“

„Oh, das habe ich mir schon alles ausgedacht! Ich warte, bis alle zur Française gehn, dann steh ich auf und geh, ein Taschentuch vor dem Gesicht haltend, über den ganzen Saal! Aber, so lach' doch nicht, Else, das thue ich bestimmt! Und dann wirst Du Deinem Cavalieren sagen und recht laut, dass viele es hören: meine Cousine leidet zuweilen an Schwindelanfällen, und wenn jemand mir nachlaufen will, um mir zu helfen, dann sage: meine Cousine pflegt in solchen Fällen die Einsamkeit aufzusuchen!“

„Ach, Lizzie, bist Du komisch! Und wohin gehst Du dann?“

„Ich gehe in's Damenzimmer, lege mich hin und lasse mir ein Glas kaltes Wasser bringen!“

„Nun, ich hoffe, das wird alles nicht vorkommen!“

„Aber, wenn es vorkommt, versprichst Du mir, es zu sagen, bitte, bitte?“

„Ich kann es ruhig versprechen . . .“

Da wurde die Tür vorsichtig geöffnet, ein Lichtstrahl kam aus dem Nebenzimmer.

„Leise!“ hörten sie Mama flüstern, „legen Sie es auf den Tisch, Marie, aber leise doch!“

„Was, was?“ schrie Lizzie, „was soll Marie auf den Tisch legen?“

„Ihr schlaft nicht?“ fragte die Mutter eintretend.

„Nein, nein!“ riefen die jungen Mädchen, „was ist da?“

„Der Gärtnerjunge brachte etwas, an Euch beide adressiert.“

„Licht, Licht!“ rief Lizzie und sprang an den Tisch, über dem Marie die Hängelampe anzündete.

Else war auch aufgesprungen und öffnete nun den Carton. Eine Visitenkarte von Max lag oben und zwei reizende kleine Sträuße waren darin, beide ganz gleich: Veilchen, Maiglöckchen und zartes Grün.

„Die Farben! Hurrah!“ rief Lizzie, „aber welcher ist nun für Dich?“

„Sie sind beide ganz gleich!“

„Nein, einer ist gewiss grösser. Warte nur, ich will sie messen. Aha — dieser, da hast Du ihn — den grösseren!“

„Warum?“

„Weil Max Dich doch mehr liebt, wie mich!“

„Unsinn!“ Else wandte sich hastig ab.

„Aber Kinder, nun ist es Zeit, sich anzukleiden!“  
rief Mama.

„Endlich! Also wirklich . . . Else, Else, wir sollen  
uns ankleiden!“ dabei tanzte Lizzie im Zimmer herum.

„Else, womit fängst Du an . . . mit dem  
Waschen, ja?“

Einige Minuten darauf hörte man sie beide  
lustig plätschern.

Bald darauf frisierte Else sich.

„Wirst Du mir auch meine kleinen Haare an der  
Stirn kräuseln, Else?“ fragte Lizzie.

Nun zogen sie die Kleider an. Else, in weisser  
Seide mit hellblauen Schleifen, sah entzückend aus.  
Im dunklen, lockigen Haar trug sie einige Blumen und  
an der Brust befestigte sie Maxens Bouquet.

Lizzie liess sich von Marie die Schärpe binden.

„Aber, dass Sie sie ordentlich fest anstecken,  
Marie, dass sie nicht losgeht und herumrutscht!“

Sie hatte ein weisses Kleid an, mit bauschigen,  
halbkurzen Ärmeln, dazu die breite Schärpe. Eine  
ellenlange rote Schleife baumelte am Ende des dicken  
Zopfes. Mit ihren strahlenden Augen und roten Backen  
sah sie aus wie ein frischer Sommermorgen.

Da klopfte Max kurz und laut an die Tür.

„Seid Ihr nicht endlich fertig?“

„Ist der Wagen schon da?“ fragte Lizzie.

„Wenn Ihr noch eine Minute länger trödelt, fährt er wieder weg!“ sagte Max.

„Wir kommen!“ rief Else, ihren Fächer ergreifend.

„Ach, ach, ich habe ja noch keine Handschuhe an!“ schrie Lizzie.

„Geh' Du nur Max beruhigen,“ rief Mama Else zu.

Else trat hinaus in den Salon. Sie bewunderte Max, wie elegant er im Frack aussah, und er konnte sich nicht satt sehen an ihrer poetischen Erscheinung. Erst nach längerem Anstaunen fingen sie an, sich zu unterhalten.

Unterdessen reckten Mama und Marie Lizzie die langen Handschuhe an. Sie hatte volle, rosige Arme. Nie hätte sie gedacht, dass das solch eine Mühe sein könnte, Ballhandschuhe anzuziehen! Natürlich, da riss auch ein Knopf, — nun, er wurde wieder angenäht. Der oberste Knopf ging aber beim besten Willen nicht zu.

„Meine Hand ist ganz zusammengepresst!“ sagte sie kläglich und versuchte, sie weit auszubreiten.

„Mach' nicht, mach' nicht, Kind, die Knöpfe reißen wieder!“ sagte Mama ängstlich.

„Gieb mir, bitte, die Parfümflasche, Mama!“

Lizzie bespritzte sich über und über mit leichtem Maiglöckchen-Parfüm und trat in den Salon.

„Donnerwetter!“ rief Max, dicht an sie heran-

tretend, „. . . wirklich . . . ah, kleine Stirnlöckchen gebrannt? Nun, nun, thut nichts, ganz gut! Aber nun wollen wir fahren, wo ist Mama?“

„Die gute Tante hatte sich ja schon lange vor uns angezogen, um uns zu helfen!“

„Ah — da ist sie!“

„Was soll ich denn anziehen?“ sagte Lizzie, „ich verdrücke mein Kleid unter dem Mantel?“

„Du nimmst meinen Pelz, Kind!“

„Aber Du, Du?“

„Ich habe schon etwas.“

Nun sassen alle vier im Wagen.

„Wird mein Kleid auch nicht verknüllen?“ rief Lizzie.

„Sitz' nicht so fest!“ sagte Mama.

„Wie soll ich das denn anfangen?“ schrie Lizzie.

„Sitz' nur vor allen Dingen ruhig!“ sagte Max, „wenn Du noch so herumtanzst, dann schicke ich Dich in die Plättstube, ja, ja, wir haben eine, und ich lass Dich mit sammt Deinem Kleide aufplätten!“

„Aber, Max! Mama, Mama, er schwatzt doch nur Unsinn?“

„Natürlich, Kind!“

„Else, Else, denk' an Dein Versprechen!“

„Ja, ja . . . es wird ja unnütz sein!“

„Nein, nein, nein . . . ach, Mama, Mama, ich verdrücke meine Blumen unter dem Pelz!“

„Halte ihn nur recht lose!“ riet Else.

„Mama, Mama . . .“

„Nun, was schon wieder!“ rief Max, „Du hast aber gehöriges Ballfieber!“

Da hält der Wagen mit einem Ruck — sie sind angekommen!

---

### III.

Strahlend erleuchtet ist das Haus. Zu beiden Seiten des Eingangs brennen mächtige Pechfackeln.

Die Wagentür wird aufgerissen, Studenten helfen ihnen beim Aussteigen. Einige Studenten stehen auf der Treppe, im Frack, nur die bunte Mütze auf dem Kopf, trotzdem es eisig kalt ist.

Aber alle haben sie ein frohes, erwartungsvolles Aussehen.

Nun stehen sie im Vorzimmer. Ein Student nimmt Lizzie den Pelz ab, ein anderer er bietet sich, ihr die Überschuhe auszuziehen. Max nennt ihr alle Augenblick einen Namen. Da, dieser Lange, Elegante, das ist einer der Tanzvorsteher. Der andere steht neben ihr, ihr seinen Arm anbietend.

Max reicht Else den Arm, der lange Tanzvorsteher Mama, so treten sie in den Saal.

„Darf ich Sie zur ersten Française auffordern?“ fragt der Tanzvorsteher Lizzie.

Sie antwortet nicht, denn beim Eintritt in den

Saal stutzt sie. Ihre Augen öffnen sich weit und ein bewunderndes „Ah!“ entschlüpft ihren Lippen.

Der Saal war auch nicht wiederzuerkennen! Er glänzte in strahlendstem Licht, den Wänden entlang standen Bäume und Treibhauspflanzen. An einer Wand waren verschiedene Fahnen um Wappen drapiert. Die Portieren an den Türen waren auch aus Fahnen hergestellt.

„Wie schön!“ rief Lizzie.

Ihr Cavalier freute sich an ihrer Bewunderung.

„Darf ich Sie zur ersten Française bitten?“

„Die erste habe ich schon einem anderen zugesagt, die zweite auch. Es thut mir sehr Leid.“

Es that ihr wirklich leid, denn er sah angenehm aus und war ausserdem Tanzvorsteher.

„Aber, dann zur dritten?“

„Ja, das geht, aber . . . mein Gott!“ murmelte sie erschreckt.

„Was ist da?“ fragte er.

„Sehn Sie nur zu beiden Seiten, diese Masse, diese Masse von Studenten!“

Er lächelte.

„Wenn wir erst anfangen zu tanzen, verschwindet diese Masse schon!“

Die meisten Damen waren schon im Saal versammelt. Sie unterhielten sich unter einander oder mit Herren. Lizzie sah, dass Else ihren Arm aus

demjenigen Maxens zog und anfang, die Damen zu begrüßen, so zog dann auch sie ihren Arm heraus.

„Ich danke. Nun beginnt die Arbeit!“ sagte sie.

„Die Arbeit?“ fragte er verwundert lächelnd.

„Ja, alle Mama's zu begrüßen, das ist schrecklich!“

Da wandte sich hastig ein Herr um, der, sich mit Damen unterhaltend, dicht vor ihnen gestanden hatte; der Blick mit dem er Lizzie ansah, war erstaunt und belustigt.

„Bitte“, sagte er dem Tanzvorsteher, „stelle mich noch vor, ehe die „Arbeit“ beginnt!“

„Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, dass ich Ihnen meinen Landsmann . . .“ begann dieser.

Lizzie war etwas verlegen. Aber wie nett dieser Neu-Vorgestellte aussah! Lang und breitschultrig, ein kleiner, dunkler Schnurrbart über sehr roten Lippen, sehr weisse Zähne; wirklich . . . prachtvoll sah er aus! Es ist doch etwas ganz anderes, solch' ein Mann, als der kurländische Adonis des Triumvirats! Er sah so lustig aus, seine Augen lachten . . . Sieht er nicht vielleicht ein bischen frech aus? dachte sie.

„Darf ich um die Ehre bitten, den Cotillon mit dem gnädigen Fräulein zu tanzen?“ fragte er, sich tief verneigend.

Nein, das war nicht frech, das war doch eine reizende Aufforderung, sie hatte noch nie so etwas erlebt! Sie wird zusagen — aber wie nur eine ebenso hübsche Antwort finden? Sie denkt etwas nach.

„Gnädiges Fräulein sind doch nicht etwa versagt?“ fragte er sehr bedauernd.

„Nein, nein, ich bin noch zu haben . . . zum Cotillon natürlich, mein' ich,“ fügte sie verwirrt hinzu, als sie das lachlustige Aufblitzen in seinen Augen bemerkte.

„Dann darf ich also um den Vorzug bitten?“

„Zum Cotillon also . . .“

„Ja, ich danke, gnädiges Fräulein!“

Da trat Mama an Lizzie heran und nun wurde sie allen „Mama's“ vorgestellt.

Sie musste eine tiefe Verbeugung nach der anderen machen, geduldig manchen prüfenden, aber auch manchen erstaunten Blick aushalten. Dazu sagte ihre Mutter bei jeder Vorstellung fast immer dasselbe:

„Meine Tochter Elisabeth; ist zwar noch nicht erwachsen, aber der Bruder liess nicht nach u. s. w.“

Als die Vorstellung fertig war, stand Lizzie einen Augenblick allein. Ach, diese vielen fremden, jungen Mädchen! Da nahte sich ihr Else.

„Komm', Lizzie, wir gehen zum Buffet Thee trinken.“ Sie nahm ihren Arm und stellte sie einigen jungen Mädchen vor.

Im Zimmer nebenan, das wie ein Salon eingerichtet war, stand das Buffet.

Hier waren noch viele andere Damen und die Studenten boten Thee an.

Lizzie nahm eine Tasse in die eine und Gebäck in die andere Hand, sie stand etwas hilflos da. Welcher vernünftige Mensch trinkt heißen Thee vor dem Tanzen! sagte sie sich. Ich halte alles nur Anstands halber in der Hand und lege es später auf den Tisch! Sie stand zwischen fremden Damen, die sich über sie hinweg unterhielten. Alle anderen Damen waren älter als sie und sahen erstaunt auf ihren Zopf.

Es war doch recht ungemütlich! So stellte sie wenigstens die Theetasse weg und stand nun da und zupfte an ihren langen Handschuhen. Da — die Musik! Ein kleines Orchester von Streichinstrumenten, das wird ja eine Wonne sein, nach solch einer Musik zu tanzen!

„Komm' in den Saal!“ flüsterte Else. Alles strömte dorthin. Die Musik spielte die „Aufforderung zum Tanz“ und ging allmählig in einen reizenden Waldteufelschen Walzer über.

Da sah Lizzie, wie die Tanzvorsteher zwei Damen wählten. Der Ball war eröffnet!

Noch tanzten nur die zwei Paar.

Sie drängt sich unwillkürlich hinter einige junge Mädchen, es ist ihr unheimlich zu Mut . . . Sie möchte sich plötzlich verstecken . . . sie fängt an, nervös zu zittern, dass ihr die Zähne beinahe an einander schlagen.

Nun hat fast jeder Student schon seine Dame und auch sie muss tanzen; sie tanzt mit einem

Unbekannten, er ist ein guter Tänzer. Oh, ist das schön! Es ist ja, als ob die Musik Einen trüge. Sie vergisst alles, die ganze Welt versinkt — es existirt nur der Tanzsaal!

Kaum ist ein Tänzer gegangen, so steht auch schon ein anderer wieder da. Ja, es erwarten sie schon immer Mehrere.

Sie tanzt und tanzt, und der Atem geht ihr aus.

„Ich hab' so furchtbar heiss! Ich kann nicht mehr!“ sagt sie.

„Nur noch einmal!“ bittet einer.

„Nur noch mit mir!“ ein anderer.

„Sie versprochen mir noch einen Walzer!“

„Bitte, bitte jetzt ist meine Reihe!“

Ich komme um, denkt sie, denn ihr Herz klopft ihr zum Zerspringen! Und mit einem Mal läuft sie vor einigen Tänzern davon.

Sie hat die Tür zum Damenzimmer entdeckt, dahin will sie sich flüchten; dabei muss sie an Max vorbei.

„Lizzie, was fehlt Dir?“ fragt er ängstlich.

„Ich, ich kann nicht mehr . . . sie . . . sie tanzen mich noch zu Ende!“

Max lachte. Sie trat in's Damenzimmer ein. Wie hübsch es hier aussah! Eine Jungfer trat auf sie zu, um sie zu fragen, ob sie ihr mit etwas dienen könne.

„Luft!“ rief Lizzie nur, und sank auf eine Chaise-longue.

Aber was war das? sie lehnte sich in die Kissen zurück und erblickte über ihrem Haupt — die grosse Palme aus ihrem Saal! Ach, wie nett! Sie sah sich um. In einer Ecke stand ein rosa überzogenes Etablissement. Mehrere Lehnstühle, einige kleine Tische. Und dort im Kamin? Durch die Pflanzen schimmerte etwas Rotes hindurch, war das bengalische Feuer? Nein, es war eine kleine Lampe mit einem roten Schirm, aber wie hübsch war der Effect! Und dort, der Toilettentisch! Lizzie stand neugierig auf. Wahrhaftig, was war hier nicht alles zu haben! Puder, Brennmaschinen, Lockenscheeren, Kämmen, Bürsten, Eau-de-Cologne, Toiletten-Essig und sogar verschiedene Parfüms! Wer von den Studenten das wohl eingerichtet hatte?

Da füllt sich das Zimmer, denn es ist eine Tanzpause; die jungen Damen müssen sich aussprechen und sich erholen.

Um Lizzie herum schwirrt es, die jungen Damen bestürmen sich gegenseitig mit Fragen und Mittheilungen.

„Mit wem tanzten Sie eben?“

„War es amüſant?“

„Und Sie?“

„Mit dem ältesten!“

„Hören Sie, der jüngere ist netter!“

„Das kann ich nicht finden!“

„Mit wem tanzen Sie den Cotillon?“

„Ach, Sie Ärmste! wie schrecklich.“

„So machen Sie doch einfach Confusion!“

„Findest Du nicht die Tanzvorsteher ausgezeichnet?“

„Ja, die Sache hat überhaupt colossal viel Entrain!“

„Und wie hübsch alles eingerichtet ist, ganz als ob es eine Dame ausgedacht hätte!“

„Oder einer der viel Schwestern hat!“

„Ja, ja . . . die sind civilisierter! viele Cousinen helfen auch schon!“

„Haben Sie gesehen, wie enorm viel Mandelmilch am Buffet ist?“

„Es ist überhaupt alles auf einen grossartigen Appetit berechnet!“

„Amüsiert Ihr Euch, was? fein?“

Lizzie lacht in dies Gewirr hinein! Wie schön und lustig ist das doch alles! Wie ein Traum!

„Ist Dein Kleid auch in Ordnung, Kind!“ Es war Mama, die ihr gefolgt war.

„Ja, ja, alles! oh, es ist so prachtvoll!“

Nach der Pause ging man zur ersten Française, darauf folgten wieder Rundtänze.

Lizzie tanzte viel, und immer mehr erschien ihr das Ganze wie ein glückseliger Traum; die Stunden flogen nur so dahin!

Einmal fand sie sich mit Else im Damenzimmer.

„Nun, Lizzie?“

„Famos! Else.“

„Man geht gleich zum Cotillon!“

„Schon!“

„Deine Blumen sind viel frischer, meine sind ganz welk, Lizzie.“

„Lege sie doch ab!“

„Ich lege sie hierher auf's Fenster und nehme sie wieder, wenn wir nach Hause gehn.“

„Natürlich, mit wem tanzst Du den Cotillon, Else?“

„Mit dem Tanzvorsteher. Du hast ja auch einen allerliebsten Cavalier, ich tanzte die letzte Française mit ihm!“

Sie treten zurück in den Ballsaal. Sie müssen an Max vorbei und wechseln einige Worte, er bemerkt, dass Elses Bouquet fehlt. Die Blumen waren welk, wahrscheinlich hat sie sie weggeworfen, denkt er.

„Siehst Du, Else, wie viel fremde Studenten von aussen durch die Fenster hineinsehen?“

„Ja, Lizzie. Sahst Du auch Arthur?“

„Ach was!“ sagt Lizzie und wirft den Kopf zurück, „ich habe nicht so genau hingesehen.“ Ihre Augen haben ihn aber oft gesucht und noch nicht gefunden.

Kopf an Kopf standen Studenten und Schüler unter den Fenstern und sahen sich den Ball an.

„Wie stehn sie eigentlich, es sieht fast so aus, als stünde einer auf dem anderen?“

„Sie haben Leitern, Tische, Stühle, ich weiss nicht, was alles!“

„Ich finde, es ist eigentlich eine Unsitte!“

„Garnicht! es ist immer so in Dorpat.“

„Was, wenn ich fragen darf?“ sagte herantretend Lizzie's Cotillontänzer.

„Dass die Studenten so hereinschauen!“ erklärte Else.

„Wir haben mit Absicht die Fenster nicht verhängen lassen, gnädiges Fräulein, das ist — kameradschaftlicher so.“

Er sprach zu Else, über Lizzie hinweg. Diese ärgerte sich und fand, dass er sie „wie Luft“ behandelte. Am Ende hatte er noch vergessen, dass er sie zum Cotillon aufgefordert hatte? Was dann? Sie hatte alle anderen Aufforderungen abgelehnt. Was würde sie in dem Falle machen? Es würde dann wohl doch auf das Taschentuch-Manöver herauskommen, worüber Else so gelacht hatte.

Die meisten Paare haben sich schon gesetzt. Lizzie's Tänzer entfernt sich und geht einen Platz besetzen. Else wird von ihrem Cavalier abgeholt. Warum kommt denn der ihre nicht? Sie sieht, wie der Tanzvorsteher ihn bei Seite nimmt und einige Worte mit ihm spricht. Daraufhin nickt er eilig, geht über den Saal zu einer anderen Dame hin und reicht ihr den Arm! — Da hat sie es!! Oh, welche Blamage! Der Tanzvorsteher geht jetzt auch zu der anderen Dame, setzt sich für einen Moment und verlässt dann den Saal. Und

ihr Cavalier? Er setzt sich neben die Dame! Lizzie wird es schwarz vor den Augen, sie fühlt instinctiv nach, ob ihr Taschentuch auch in der Tasche ist. Ja, es ist da! Aber was ist das für eine schreckliche Situation! Es scheint ihr der schwerste Moment ihres Lebens zu sein. Hilfesuchend sieht sie umher, fast alle Paare sitzen schon. Dann fällt ihr Blick auf das gegenüberliegende Fenster und jetzt sieht sie — Arthur! Jetzt gerade, wo sie ihn zum Kuckuck wünscht! Sollte er glauben, sie hätte keinen Herrn bekommen? Und sie hat doch so vielen abgesagt!

Was thun? Da beginnt die Musik. Sie muss sich setzen, denn sie fühlt, dass ihr schwindlig wird . . .

„Bitte, gnädiges Fräulein!“ sagte plötzlich eine tiefe Stimme neben ihr. Er war es, ihr Tänzer.

„Gott sei Dank!“ sagte sie und seufzte tief auf.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, hätte ich das gewusst . . . aber der Tanzvorsteher hatte noch zu thun und bat mich dringend, seine Dame zu unterhalten.“

Er sah etwas erschreckt aus, da er ihre Auffassung seiner Verzögerung erriet.

Endlich sassen sie auf ihren Plätzen; zwischen zwei Fenstern, entfernt von der Musik, hier würde man gut sprechen können.

„Sind Sie mir noch böse, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

Wie sollte sie! nun war ja alles erklärt, alles wieder gut, strahlend und wie glückdurchtränkt erschien ihr wieder der Moment, und sie sagte:

„Wie sollte ich noch böse sein! Vielleicht müsste ich es, aber — es wäre zu schade, sich ein solches Vergnügen durch schlechte Laune zu verderben!“

„Ich danke Ihnen. Der Ball gefällt Ihnen also?“

„Bälle pflegen doch gewöhnlich jungen Damen zu gefallen!“ sagte sie etwas wichtig.

„Ach so. Gnädiges Fräulein haben wohl schon manche Saison mitgemacht?“ fragte er mit lachenden Augen.

„Saison . . . ? was?“

„Nun, sehr viel getanzt!“

„Aber gewiss! Ich habe doch vorigen Winter Tanzstunden genommen. Sie haben doch wohl von den Tanzstunden gehört?“

„Von den . . . ? ah, gewiss, natürlich,“ sagte er, „es war solch ein grosser, glänzender Kreis!“

„Unsinn! es waren nur acht Paare! wo haben Sie das nur gehört?“

Er hatte überhaupt nie etwas von den Tanzstunden gehört; er lächelte amüsiert und sagte:

„Die Spatzen auf dem Dach haben es mir erzählt!“

„Die Spatzen? ach Unsinn! was meinen Sie nur?“

Da verneigte sich ein Student vor Lizzie und forderte sie zu einer Tour auf.

„Bitte, gnädiges Fräulein, wählen Sie eine Eigenschaft!“ sagte er.

„Eine Eigenschaft . . . ja . . . ja . . . Erwachsen!“ schlug sie vor.

„Ich danke!“ der Student tauschte einen schnellen, lustigen Blick mit ihrem Tänzer aus, und führte sie zu einer anderen Dame.

„Was werden Sie wählen?“ fragte Lizzie diese, „ich habe Erwachsen!“

„Naiv!“ sagte die junge Dame aufstehend.

Mit lächelndem Gesicht führte der Herr die Damen zu einem Tänzer.

„Naiv oder erwachsen?“ fragte er.

„Naiv,“ sagte der Herr und sah Lizzie dabei an. Sie trat zurück und lachte und tanzte jetzt mit dem ersten Herrn. Als sie auf ihren Platz zurück kam, war ihr Cavalier fort.

Wieder ist er verschwunden, dachte sie, aber nein, er tanzt auch, das thut nichts.

Da kam er zurück; sie sah, dass er sich unterwegs bückte und etwas vom Boden aufhob. Was war das nur?

„Sehn Sie, was ich gefunden habe,“ sagte er, ihr einen schmalen, goldenen Reif zeigend, der mit einem Kleeblatt, aus drei grossen Brillanten bestehend, geschmückt war.

„Aha, jemand hat das verloren!“ rief sie.

„Offenbar! aber sehen Sie, so ist es im Leben, des einen Unglück ist des anderen Glück!“

„Wieso?“ sie sah ihn gross an.

„Nun, ich habe doch dieses gefunden und . . .“

„Und?“

„Nun, ich habe doch dadurch etwas sehr Wertvolles gefunden! Denken Sie, wenn noch einige Damen Brillanten verlieren würden, das wäre doch prachttvoll!“

„Ich begreife das nicht“, sagte sie, „was hat das für Sie . . .“

„Aber, gnädiges Fräulein“, er beugte sich zu ihr hinunter und lachte, „denken Sie doch nur! Ich verkaufe diese Steine und habe dann eine Menge Geld. Für einen Studenten doch sehr angenehm?“

Sprach er nun im Ernst oder schwatzte er nur Unsinn? Sie sah ihn doch etwas erstaunt und misstrauisch an. Aber wie hübsch er aussah!

Da steckte er, noch immer lachend, das Armband in die Tasche. — Wie unendlich frivol er aussah, vielleicht meinte er es doch im Ernst? Aber wie entsetzlich das doch wäre . . . Ein Dieb! ach, Unsinn!

„Hören Sie,“ sagte sie vorsichtig, „geben Sie mir doch lieber das Armband!“

„Nein, das thue ich gewiss nicht. So gern ich allerlei für sie thun würde, aber dies da,“ und er klopfte auf seine Tasche, „ist denn doch zu wertvoll!“

„Hören Sie, ich weiss ja, dass Sie das nicht thun würden . . . aber, es ist doch . . . ich finde, das ist denn doch . . .“

„Bitte, bitte, genieren Sie sich nicht, alles auszusprechen, was Sie denken, gnädiges Fräulein! Ich sprach ja auch mein alleraufrichtigstes Princip aus!“

„Ja dann . . . dann kann ich nur sagen, dass Sie doch auf einem sehr . . . ich finde . . ., das ist denn doch ein sehr niedriger Standpunct!“

„Das ist verletzend!“ sagte er, sah aber höchlichst amüsiert aus.

Da wurde Lizzie wieder zu einer Tour abgeholt. Als sie wieder zurück war, sagte er:

„Ich wollte Sie nur etwas auf ihre Theorien prüfen, gnädiges Fräulein. Ich habe das Armband zurückgegeben, es gehörte meiner Schwester!“

„Ah so . . . aber . . .“

„Aber?“

„Was fällt Ihnen dann eigentlich ein?“

Sie war rot geworden und zog die Stirn kraus, sie fühlte, dass er zu weit gegangen war.

„Das mit den Theorien,“ sagte er, „ist ja so eine eigene Sache. Ich hatte gehört, dass in Ihrer Schule die Religion ein etwas schwach besetztes Fach sein soll!“

Er hatte Else während der Française, die er mit ihr tanzte, über Lizzie's Schule ausgefragt. Er traf es

gut. Lizzie's Ärger verschwand, denn nun war sie auf einem ihrer Lieblingsgebiete.

„Das haben Sie also gehört? also doch! Ich sage das ja immer!“

Gott sei Dank! dachte er und fuhr fort:

„Ja, man spricht allgemein davon, und da es wirklich so ist, mussten Sie es natürlich bemerkt haben!“

„Ihnen erzählten es wohl die Spatzen auf dem Dache?“ fragte sie etwas spitz.

„Nein, diesmal habe ich eine zuverlässigere Quelle! Ich habe sogar gehört, dass Ihr Religionslehrer Sie alle dutzen muss!“

„Wer Ihnen nur das gesagt hat! Ja, ja, so ist es! Ist das aber nicht unglaublich?“

„Es ist unverzeihlich! Ich würde mir das an Ihrer Stelle nicht gefallen lassen!“

„Ja, aber was soll man denn machen?“

„Offene Rebellion! Der Directrice erklären: Wir lassen uns das nicht gefallen! Thun Sie das doch, bitte!“

„Nein, nein, das geht nicht, wissen Sie — dazu — dazu haben wir doch zu viel Angst vor unserer Directrice. Es würde auch nichts helfen!“

„Glauben Sie, dass das mehr Eindruck auf sie machen würde, wenn ein Fremder ihr das sagen würde?“

„Das ist wohl möglich, aber . . .“

„Wenn man nun hingehen würde und sagen: „Liebe Tante, im Namen der Corporation fordere ich

Sie auf, ihren Religionslehrer zu veranlassen, die jungen Damen der ersten Classe mit „Fräulein“ anzureden und zu itzen. Was dann?“

„Oh . . . das wäre schrecklich!“

„Erlauben Sie, das ginge doch sehr wohl! Ich gehe im Frack zu ihr hin . . .“

„Nein, nein, thun Sie das nur nicht!“

„Aber ich bitte Sie, ich werde es wohl thun! Solch einer Behandlung dürfen doch die jungen Damen nicht länger ausgesetzt werden, ich werde . . .“ hierbei warf er sich stolz zurück und fuhr drollig pathetisch fort: „Ich werde mich zum Ritter dieser jungen Damen schlagen lassen, das werde ich!“

„Bitte, nicht“, rief Lizzie sehr erschreckt, „sie erfährt doch gleich, dass es durch mich geht, nein, nein, das dürfen Sie nicht thun . . .“

Wieder wurden sie unterbrochen. Sie wurden einige Zeit fast abwechselnd abgeholt.

„Thun Sie es nicht!“ rief sie ihm bei einer Mazurka-Tour zu.

„Aber warum nicht?“ antwortete er.

Endlich fanden sie sich wieder zusammen.

„Was wird da hereingetragen, sind das die Cotillondekorationen?“ rief sie. „Aber das ist ja ein ganz gewöhnlicher Korb mit Blumen, das sind ja garnicht . . .“

„Ja, finden Sie die Blumen denn nicht hübsch?“

„Garnichts Besonderes, es sollten ja doch . . . sollten doch Cirkel sein mit kleinen Schleifen!“

„Leider ein Irrtum, gnädiges Fräulein!“ lachte er.

Lizzie bekam einige Sträusse, aber sie sah sie fast feindselig an. Hat Else mich wirklich nur angeführt? fragte sie sich.

Da standen alle Paare auf. Jeder Herr reichte seiner Dame den Arm.

„Was ist das?“ fragte sie. Die Bewegung richtete sich zu einer Ecke des Saales.

„Wohin geht man denn?“ fragte Lizzie wieder.

Zufälligerweise ging Max gerade vor ihr und er sagte, sich umwendend:

„Man geht zum Tanzvorsteher, um sich zu bedanken.“

Seine Dame lachte und schüttelte, zu Lizzie hinübersehend, den Kopf.

„Wissen Sie, es ist eine Überraschung!“ sagte ihr Cavalier, als sagte er ihr das grösste Geheimniss.

Nun standen sie still. Lizzie sah ein grosses Kissen, darauf waren die Schleifen mit den Cirkeln.

Ihr Cavalier brachte ihr einen.

„Also doch!“ sagte sie.

„Nun?“ fragte Max, der neben ihr stand.

„Bravo!“ erwiderte sie.

Alles tanzte den Schlusswalzer, der Cotillon war zu Ende.

Lizzie war sehr befriedigt. Ihr Cavalier stand noch neben ihr; und er unterhielt sich ganz vernünftig, constatierte sie.

Er sah ausgezeichnet aus und sie bildete sich ein, in ihn verliebt zu sein.

Da legte Max ihr ein weiches, seidenes Tuch um die Schultern.

„Warum?“ fragte sie.

„Man wird nicht mehr tanzen, und Du bist so erhitzt!“

„Der Ball ist aus?“ rief sie sehr enttäuscht.

Sie sah, dass alle Studenten sich auf die eine Seite des Saales zurückzogen.

„Sie werden singen,“ flüsterte man.

Und sie sangen. Sie sangen ein ernstes, schönes Lied. Und wie es nun ertönte, mächtig und voll, da blieb bei den Damen kaum ein Auge trocken. Es lag etwas Erhebendes in diesem Gesang, man fühlte sich umweht vom Hauche der Freiheit und Verbrüderung. Das begrenzte Ich verschwand in dem Strome der Begeisterung, die jede Brust schwellen machte. Ein tiefer Ernst lag über der ganzen Versammlung — aber nicht auf lange. Als das Lied beendet war, mischten sich die Herren wieder unter die Damen.

Wechselreden — Händeschütteln — Danken — und ein grosses Gedränge im Vorzimmer.

Lizzie's Cotillontänzer war ihr behilflich beim Anziehen.

„Bitte“, sagte er, „geben Sie mir diese welken Blumen, die Sie da angesteckt haben!“

„Was machen Sie damit, warum?“ fragte sie.

„Zur Erinnerung an den Cotillon, es war so lustig!“

Sie dachte, dass er eigentlich Recht hatte, und gab ihm die Blumen.

Dann begleitete man sie zum Wagen und sie fuhren nach Hause.

Max blieb zurück. Da sah er wie sein Landsmann, der mit Lizzie den Cotillon getanzt hatte, ein kleines Bouquet aus der Rocktasche zog und lächelnd in sein Portefeuille steckte. Dabei hörte er, wie er einem anderen Studenten sagte: kommt auch in die Sammlung!

Max fuhr auf. Er erkannte das Bouquet wieder! Es war Else's. Wann hatte er es an ihr vermisst? Nach der dritten Française. Mit wem tanzte sie diese? Mit diesem? Ja, mit diesem! Eine heisse Eifersucht packte ihn.

Die Studenten gingen im Saal umher, sassen am Buffet und im Damenzimmer, einige tanzten sogar unter einander; es wurde viel getrunken und es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Max blieb ernst und schweigsam, er hielt es nur kurze Zeit aus, dann stand er auf und, in seinen Kaisermantel

gehüllt, begab er sich trotz des Schneegestöbers zu Fuss nach Hause.

---

IV.

Am Nachmittage des folgenden Tages sassen Lizzie und Else im kleinen Salon vor dem Kamin, Else auf einem niedrigen Lehnstuhl, Lizzie auf dem Fell ihr zu Füßen. Sie schwiegen beide. Es war dunkel im Zimmer. Wenn die Flammen im Kamin hell aufloderten, sahen die Mädchen sich an, verstanden sich und seufzten . . . Beide waren blass, es lag ein müder, abgespannter Ausdruck auf ihren Zügen. Lizzie's Augen blitzten dazwischen hell auf — und dann seufzte sie wieder. Else hatte eine tiefe, kleine Falte zwischen den Augenbrauen, das war nicht nur Katzenjammer, es war tiefere Verstimmung. Max war heute auch zu unausstehlich gewesen, er hatte kaum mit ihr gesprochen, es war klar, er war eifersüchtig, aber auf wen! . . .

Doch wozu darüber nachgrübeln . . . Da hörte sie Lizzie wieder schwer aufseufzen:

„Nun?“ fragte sie, ergriff ihre Hand und hielt sie zwischen ihren beiden. „Was fehlt meiner Kleinen?“

„Es war doch . . . zu schön gestern! wie ein Traum . . . es flog nur so vorüber . . . warum ist nur alles aus?“

Else seufzte nun auch: „Hast Du auch dieses schreckliche leere, öde Gefühl!“ fragte sie.

„Ja, ganz wie ausgehungert!“ ergänzte Lizzie, „und so schwindlich bin ich, und ich habe immer noch heiss, und dann plötzlich friert mich . . .“

„Ja, ja, genau so . . . und ein Gewirr von Menschen sehe ich vor mir und höre Musik . . .“

„Ja, ja. Aber Else . . . es war doch heute recht blamant!“

„Was denn?“

„In die Schule zu gehn! Ich ging ja nur in die letzte Stunde, aber ich brauchte doch Bücher dazu — und . . .“

„Nun?“

„Als ich gerade am Barklay-Platz vorübergehe, da kommen eine Menge Studenten und sehen mich in die Schule gehn, ich musste mitten durch. Ach, es war zu unangenehm . . . was sollte ich machen? — Sie grüssten alle und er — der Cotillontänzer war auch da . . .“ Lizzie wurde noch eben rot in der Erinnerung und senkte den Kopf.

„Nun, was ist denn dabei,“ tröstete Else, „es ist doch keine Schande, dass Du noch in die Schule gehst.“

„Du hättest aber sein Gesicht sehn sollen, oh Gott, Else, wie er sich auf die Lippen biss und so tief grüsste, tiefer kann man schon nicht, und als ich

weiter ging, hatte ich das schreckliche Gefühl, als würden sie jetzt alle über mich sprechen. Ich wollte ganz ruhig weitergehen, aber unwillkürlich lief ich beinahe . . . schauerhaft!“

„Ja, vielen Studenten zu begegnen, hat etwas, das in Verlegenheit setzt, aber weisst Du, lustig ist es doch!“

„Und dann, Else, oh, oh . . . ich will garnicht davon sprechen!“

„Was denn, liebe Lizzie?“

„Wie ich nach Hause kam!“

Else lachte leise . . . „Ja, ja, das war sehr komisch, wie Du in's Vorzimmer stürztest, die Bücher auf den Tisch warfst und in den Saal angelaufen kamst, und —“

„Und finde den Saal voll von Studenten.“

„Es waren ja nur drei, Lizzie.“

„Ach, es schienen mir viel mehr —“

„Und Du bliebst auf der Schwelle stehn und wurdest ganz rot — und wärest wieder weggelaufen, wenn ich Dich nicht gerufen hätte. Er war ja auch da, und ich wollte Dir die Freude machen . . .“

„Was für eine Freude!?! Schrecklich war es! Ich musste mich neben ihn setzen, und er fragte ganz ernsthaft, wie mir der Ball bekommen sei u. s. w.“

„Was war denn daran so schrecklich?“

„Aber Else, Du musst doch begreifen, dass ein Student beim Tanzen, . . . beim Tanzen ist er doch

etwas ganz anderes, da sind alle Menschen so, so gleich; ganz wie befreundet. Aber so nachher . . . es schienen mir alle wirklich ganz alte Herren beinahe —“

„Hahaha, Lizzie! Das ist komisch, Du goutierst also die Studenten nur mit Tanzmusik. So im gewöhnlichen Leben . . .“

„Sie machen mich verlegen, und ich weiss nicht, warum das ist, und ich war froh, als sie wieder weg waren. Ich spreche nie, wenn fremde Studenten bei uns sind, Else, und ich dachte, dass das alles jezt nach dem Ball wie weggewischt sein würde, dass ich mich erwachsener fühlen und weniger blöde sein würde . . . und nun war es ganz ebenso, siehst Du, das finde ich blamant . . .“

Da ertönten aus dem Nebenzimmer ganz leise Klänge, „Loin du bal“.

„Max ist da!“ rief Lizzie.

„Wie stimmungsvoll er spielt,“ sagte Else etwas sentimental.

„Es könnte ein bischen herzhafter sein nach meinem Geschmack . . .“

„Wollen wir hören, Lizzie!“ Else legte ihren Kopf auf beide Hände und starrte in's Feuer; ihre Augen wurden grösser und füllten sich mit Thränen.

Lizzie lehnte sich an Else und schloss die Augen. Und plötzlich war es, als wäre sie wieder auf dem Balle, alles stand so deutlich vor ihr, die vielen Menschen,

die sich herumdrehten, und — der Cotillon! Und sie erinnerte sich, dass sie ihm die Blumen gegeben hatte, und wurde dunkelrot. Es kam ihr so vor, als ob sie nicht ganz richtig gehandelt hätte! Sie wollte doch Else darnach fragen. Max hatte aufgehört zu spielen, er war leise aufgestanden und kam in den kleinen Salon. Da die Mädchen in's Feuer blickten, kehrten sie ihm den Rücken und bemerkten ihn nicht.

„Else?“ flüsterte Lizzie.

„Nun?“

„Ich muss Dich etwas fragen?“

„Ja?“

„Ist es schlecht, wenn man — einem Herrn, der einen bittet, etwas . . . Du weisst schon . . .“

„Was? Ich weiss nicht.“

„Wenn der Herr einen also bittet, ihm etwas zu schenken, z. B. die welken Blumen, die man getragen hat, ist es schlecht, sie ihm dann zu geben . . .?“

Max horchte auf.

„Es kommt darauf an, es ist sehr verschieden, zuweilen kann es nichts schaden; es kommt auch darauf an, wer einem die Blumen gegeben hat. Ist es jemand Gleichgiltiges . . .“

Max biss die Zähne auf einander und unterdrückte einen Ausruf des Ärgers und Schmerzes.

„Ach, Else . . . ich habe solch' ein schlechtes Gewissen.“

„Du?“

„Ja, ich! Ich gab ja gestern meine Blumen weg —“

„Wem denn, Lizzie?“

„Nun, meinem Cotillon-Cavalier, er bat mich, und ich . . . ach, Else, ist es schlecht? Nicht wahr, es schadet doch nichts? sage es nur nicht Max, er würde sich furchtbar ärgern!“

Ehe Else noch antworten konnte, stürzte Max auf seine Schwester zu, beugte sich zu ihr herunter, umarmte und küsste sie.

„Um Gotteswillen, Max, lass los!“ schrie Lizzie.  
„Du erschreckst mich zu Tode.“

„Du bist eine famose kleine Person, Du also gabst ihm die Blumen, Du warst es nur, liebe, kleine Lizzie.“

Else errötete heftig und stand schnell auf; ihr Herz klopfte ihr stark. Sie ging in's Nebenzimmer. Das war es also, er hatte geglaubt, sie hätte . . . wie konnte er nur! Abgelegt hatte sie seine Blumen, ja, und nicht wieder gefunden nachher. Aber so etwas! — Sie stand am Fenster, in tiefe Gedanken versunken, es war ganz dunkel im Zimmer . . . Da hörte sie einen leisen Schritt, das musste Max sein; jetzt hatte er sie entdeckt, einen Moment lang stand er neben ihr, dann fühlte sie, dass er sie umarmte und küsste . . . Sie liess es ruhig geschehen, es kam ihr ganz natürlich vor, dass es so war . . .

„Else, liebe Else, mein süßes, kleines Mädchen! flüsterte er.

„Oh Max!“ sie sagte es vorwurfsvoll, und voll Zärtlichkeit lehnte sie den Kopf an seine Schulter.

Lizzie sass nun allein am Kamin. Irgend etwas geht zwischen Max und Else vor, sagte sie sich. Sie blieb aber ruhig sitzen. Da schellte es, und nach einigen Minuten trat jemand in's Zimmer. Sie konnte zuerst nicht unterscheiden, wer es war; plötzlich erkannte sie Arthur.

Er ist mir ja jetzt vollständig gleichgiltig! sagte sie sich; denn ich war doch gestern Abend in einen Studenten, meinen Cotillontänzer, verliebt. Und doch fühlte sie, wie ihr Herz stärker schlug.

Er trat auf sie zu, sie stand auf und gab ihm die Hand; es fiel ihr ein, dass sie gestern so unliebenswürdig gegen ihn gewesen war. Sie dachte, sie müsse grossmütig sein, und sagte:

„Es ist sehr nett von Ihnen, zu kommen.“ Sie fühlte aber, dass sie ihre innerste Empfindung aussprach, indem sie das sagte. Er sah erfreut aus.

„Bitte!“ sagte sie, „machen Sie das Feuer etwas heller an.“

Bald flackerte das Feuer hell und er setzte sich ihr gegenüber.

„Es war gestern Abend sehr nett!“ sagte sie.

„Das glaube ich, . . . Sie haben sich gewiss noch nie so gut amüsiert?“

„Kaum, es war so neu, und — wirklich famos!“

„Waren Sie . . . waren Sie heute in der Schule?“ fragte er.

Lizzie fühlte, dass sie ihm gegenüber garnicht verlegen war, ja, eher hatte sie ein überlegenes Gefühl, und das war angenehm.

„Ja, in der letzten Stunde.“

„Und — Sie werden weiter in die Schule gehn?“

„Aber gewiss, was dachten Sie denn, dass ich austreten würde?“

„Ich wusste nicht so recht!“

„Glauben Sie doch nicht, dass dieser Ball etwas anderes aus mir gemacht hat!“ sagte sie plötzlich einfach und von Herzen, all' ihr Imponirenwollen aufgebend.

„Das freut mich aufrichtig!“ sagte er. Er sah auch so froh aus, es ist doch immerhin . . . diese Verliebtheit von gestern Abend wird wohl nur ein Ballgefühl gewesen sein . . . heute hatte sie ja auch davon schon den Katzenjammer verspürt. Mit Arthur war es doch etwas ganz anderes . . .

„Wie geht es Helene?“

„Sie hat eine grosse Bitte an Sie, ebenso ich . . .“

„Eine Bitte? Was denn?“

„Sonntag ist ja Helenens Geburtstag und da . . .“

„Wird man tanzen?“ unterbrach Lizzie hastig.

„Ja, es soll eine kleine Tanzgesellschaft sein!“

Er sagte es etwas unsicher.

„Ah!“ sagte sie, „das ist ja sehr lustig. Werden viele Menschen da sein?“

Sie freut sich wirklich, dachte er. Jetzt erst glaube ich, dass der Ball ihr nichts geschadet hat.

„Die Tanzstundengesellschaft vom vorigen Winter wird da sein, nur Schüler natürlich!“

„Ah, das ist lustig, zwei Sonntage nach der Reihe werde ich dann getanzt haben!“

„Und — und, darf ich Sie dann zum Cotillon auf fordern, — wenn... wenn... Sie wollen?“

„Aber gewiss!“





## T r ä u m e.

---

Tiefster Winter. Es ist Nachmittag. Mitten im Walde am Bahnstrange steht ein kleines Wächterhaus, es scheint fast, als hätte es sich gänzlich in den tiefen Schnee hineingeduckt. Es schneit — die grossen, schweren Flocken schweben unschlüssig daher, dann ist es, als ob sie sich besännen, denn sie fallen langsam, langsam zur Erde nieder.

Die Sonne ist schon untergegangen; nur wenn man die Schienen entlang blickt, schimmert noch weit am Horizont eine zarte Röte. In schnurgerader Linie laufen die Schienen, es scheint fast, bis in's Endlose; in naher Entfernung sieht man sie deutlich im weissen Schnee, weiterhin entschwinden sie dem Blick.

An die Tür des Wächterhäuschens gelehnt, steht ein langer, bleicher Knabe. Er ist erst acht Jahre alt, doch hoch aufgeschossen für sein Alter. Er hat ein Paar hellblauer Augen, die weit auseinander stehen im blassen Gesicht, ein melancholischer Zug spielt um

den schmalen Mund. Eine alte, viel zu kleine Wintermütze sitzt ihm auf dem Kopfe, darunter blicken die Augen träumerisch und unendlich sehnsüchtig nach dem Horizont. Allmählich lässt dort die Röte nach, nur die grossen Flocken schweben, wie im Traum befangen, daher und sinken dann langsam zur Erde nieder.

Jetzt muss der Zug bald kommen — denkt der Knabe — bald werde ich die roten Lichter der Maschine leuchten sehen, und dann saust das grosse, schwarze Ding, schneller als der Wind, an mir vorbei; wie sollte es auch bei mir anhalten, ich bin ja nur der arme, kranke Knabe aus dem Wächterhäuschen. Ich sei hässlich und unbrauchbar, sagt mir meine Mutter. Sie hat Recht; mein linker Fuss ist ja zu kurz, und so muss ich hinken; der liebe Gott hat mich wohl damit für alle meine Sünden strafen wollen. Neulich am Feiertage, als die vielen Bauern bei uns waren, sagte einer: er hätte den Teufel gesehen, und als ich ihn fragte, wie er denn ausgesehen habe, da antwortete er: er hinkte. Da lief ich hinaus in die kalte Winternacht zu den Sternen und weinte. Die Nacht hatte Mitleid mit mir, sie versteckte meinen hässlichen Fuss, und bald trocknete der Frost mir die Thränen . . . Ob der Zug nun wohl bald kommen wird? Ach, wie glücklich ist doch der kleine Sohn des Stationschefs! Ein Mal am Tage und ein Mal am Abend hält der

Zug auf der Station — und der Kleine steht dann da und sieht zu. Einmal erzählte er mir, es stiegen Menschen aus dem Zuge heraus und wieder hinein, er selbst sei auch darin gewesen. Ach wie glücklich ist doch der! — Ich habe ja auch gesehen, dass die Menschen aus dem Zuge heraussahen — denkt der Knabe weiter — ich konnte es aber garnicht begreifen, wie sie darin leben können; aber schön muss es sein, so blitzschnell dahin zu fahren, bis der Atem vergeht. Es muss einem so zu Mute sein, wie den Vögeln, die fliegen. Da macht es wohl nichts aus, ob man einen hässlichen Fuss hat oder nicht. Ach, wäre ich doch gesund und brauchbar, ich würde auf die Station laufen, in den Zug hineinspringen — und dann würde ich fliegen, weit, weit fort. Wer weiss überhaupt, wohin die Maschine so schnell läuft? Gewiss an einen sehr schönen Ort, da sie es immer so eilig hat, hinzukommen . . . Kein Mensch will mir auf meine Fragen ordentlich antworten — die Mutter sagt, ich hätte nur Unnützes im Kopfe. Ach, vielleicht werd' ich noch einmal gesund und kann laufen, ganz ohne zu hinken und ohne den Atem zu verlieren, so wie die anderen Knaben. Ich habe dann auch keine Schmerzen mehr und werde sehr viel arbeiten können; und dann fahre ich auf der Eisenbahn und komme an einen Ort, wo der Zug viele Mal am Tage anhält, und dort werde ich leben. Man wird mich zum Stationschef machen,

ich setze dann meine rote Mütze auf und gebe Befehle ab nach allen Seiten . . .

Die Augen des Knaben öffnen sich weiter, sie glänzen und spähen die Schienen entlang — und nehmen am Horizont einen winzigen, schwarzen Punkt wahr. Immer deutlicher unterscheiden ihn die geübten Augen, das ist der Rauch der Maschine.

Und auf meiner Station ertönt dann das Signal, und der Zug naht, und ich befehle, dass er stille stehen soll, und die Menschen steigen aus und ein, und wenn ich will, fahre ich auch . . . Jetzt muss der Zug ganz nahe sein.

Der Knabe sieht schon die roten Lichter schimmern. Sieht es nicht so aus, wie ein Paar feuriger Augen? und die Augen gehören einem grossen Tier — ja, ist es nicht ganz deutlich ein langer, langer Wurm wie er lärmt! sagt er etwas? o, dass er es nicht versteht! Immer näher, immer näher kommt das Tier dahergesaust, dem Knaben ist es, als müsse es jetzt ein Paar grosser, schwarzer Flügel ausspannen, und der eine Flügel würde ihn streifen und ihn weit, weit wegschleudern. Ach was — er ist ja der Stationschef — er kann ja über das Tier befehlen, auf seinen Wunsch muss es stille stehn.

Der Knabe sieht nicht, wie die Mutter, in ein grosses Tuch gehüllt, beim Hause steht und die kleine Fahne in der Hand hält — er sieht

nichts, als die schwarze Masse, die näher und näher kommt.

Er hat sich so lebhaft hineingeträumt, er glaubt so gewiss, er wäre der Stationschef mit der roten Mütze. Jetzt muss er rufen — denkt er — schnell, schnell. — Halt! ruft er mit ganzer Kraft. Ganz nah hört er das Schnaufen, das Fauchen, das Ungetüm rast, rast, und stolz saust es an ihm vorüber.

Der Knabe springt einen Schritt vor, und stöhnt schmerzerfüllt auf — wieder ist es an ihm vorbeigesaust, wieder, wieder . . .

Er ist nicht der Stationschef, er ist ja nur der kranke Knabe aus dem Wächterhäuschen. Noch hört er das Rasseln, Rumoren und Fauchen des Ungetüms, da pfeift es laut, schrill, höhnend. Es läuft und läuft, und es ist dem Knaben, als müsste es jetzt wieder die grossen, schwarzen Flügel ausspannen — und als schlüge es mit ihnen in der Luft umher.

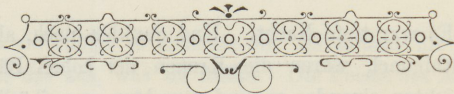
Den Knaben schwindelt und er schliesst die Augen; Tränen laufen ihm über die bleichen Wangen.

Bald musste der Zug auf der Station anhalten, und der kleine, dicke Sohn des Stationschefs würde unter der Glocke stehen, die Hände in den Hosentaschen, kleine, hohe Stiefel an den stämmigen Füsschen; er würde mit dem rechten Fuss auf den Boden stampfen und dazu pfeifen. Und der Vater mit der roten Mütze würde Befehle erteilen, und der Knabe

würde garnicht all' sein Glück zu würdigen wissen — und er? Er stand hier so allein, und ihn fror. Das Ungetüm hatte ihn nur verhöhnt, dass er gewagt hatte, ihm Halt zuzurufen. Sein Herz war so schwer, so schwer, und der laute Pfiff tönte ihm noch in den Ohren.

Nur die grossen Schneeflocken liessen sich nicht in ihrer Ruhe stören, sie tanzten gemessen daher und sanken dann langsam, langsam zur Erde nieder.





## S e h n s u c h t.

---

Der Wind rauschte in den hohen, dunklen Fichten. Es war ein ununterbrochenes, gleichmässiges Tönen, dem Brausen des Meeres ähnlich, doch friedlicher, einschmeichelnder — lindernder Balsam für ein aufgeregtes Gemüt.

Immer dieser eintönige Klang, immer derselbe und doch nie langweilig. Dazwischen mächtig anschwellend, dann wieder verklingend.

Dem Lauscher erfüllte dieses wogende Aufundnieder die Seele; sie erzitterte in erhabenem Schauer und tönte harmonisch mit hinein in das gewaltige Nachtlied, mit dem die Natur sich in Schlummer sang.

Im dunklen Walde lag ausgestreckt auf dem weichen Moosboden eine weibliche Gestalt. Das weisse Kleid des jungen Mädchens hob sich leuchtend ab vom dunklen Boden.

Es war tiefe Nacht. Und dunkler noch, als der Nachthimmel, waren die Kronen der hohen Bäume; sie nickten einander zu und rauschten unaufhörlich.

Das junge Mädchen lag unbeweglich und blickte zu den Bäumen empor. In ihrem Elternhause, einige hundert Schritte entfernt, wurde ein Ball gegeben. Warum war sie, die einzige Tochter, so allein?

Ach, dieses Tanzen, diese heiteren Masken, dieses erzwungene Hervorrufen einer lustigen Stimmung waren ihr zuwider geworden. Dieses Bemühen, sich möglichst vorteilhaft zu zeigen, das sie an allen zu erkennen glaubte, hatte sie plötzlich mit Abscheu erfüllt. Alle anderen jungen Mädchen waren so lustig gewesen, sie aber glaubte bei allen die eine Eigenschaft herauszufinden — die Eitelkeit. Alles war ihr heute unangenehm, auch wenn jemand sie umfasste hatte zum Tanzen. Sie hatte das doch sonst immer harmlos aufgefasst... heute erschien es ihr als Vertraulichkeit, es verletzte ihre feinere Empfindung, und sie war nicht im Stande, diese Form zu ertragen.

So war sie denn, von anstürmenden Gefühlen bewegt, einer plötzlichen Eingebung folgend, in den dunklen Waldpark geflüchtet. Sie lag hier allein — aber wie erlöst. Was kümmerte es sie, ob sie unliebenswürdig und selbstsüchtig gehandelt hatte. Sie war ja nun allein, sie fand sich selbst wieder!

Das Waldesrauschen umtönte sie und allmählich

ward sie ruhig; es erschien ihr, als spräche die Natur selbst das aus, was sie fühlte. Die Poesie des Augenblicks bemächtigte sich ihrer; eine heilige, starke Empfindung für die Schönheit erwachte in ihr und strebte und sehnte sich nach einem Ausweg.

Ihre rastlose, nach Wahrheit ringende Seele wurde wachgerufen, um dann vom Gesange der Natur in süßen Schlummer gewiegt zu werden.

Nun spiegelten ihr ihre Sinne etwas vor, etwas Unfassbares, das sie heiss durchfuhr. War das nun die Ahnung einer Offenbarung der Schönheitsidee, die sie ja immer als unlösbares Rätsel in sich trug? Es war eine Arbeit und Bewegung in ihrem Herzen, eine Stimmung, die ihr die Tränen in die Augen trieb und ihr Herz stärker klopfen machte. Es glich einem heimlichen Schaffen. Sehnsucht war es, in der sie schon eine Spur von Erfüllung zu sehen glaubte. Was schien ihr die ganze Welt zu sein im Vergleich zu dem, was ihr ihr inneres Leben bot? War das nicht schon ein Glück, dieses heisse Verlangen, war das nicht das Höchste, in verzehrender Sehnsucht nach dem Höchsten zu vergehn? Sie fühlte nur das Geistige in sich leben, fast körperlos kam sie sich vor. Ein winziges Atom, aufgewirbelt von dem Sturmwind, der das Weltall durchfuhr. Sie glaubte ihren Zusammenhang mit der Natur zu erkennen, und immer mächtiger schien ihr das Rauschen anzuschwellen und immer

kleiner erschien sie sich, immer losgelöster, immer wesenloser, immer geistiger . . .

Da tönte plötzlich der Klang einer menschlichen Stimme an ihr Ohr und sie hörte eine hohe, zarte Mädchenstimme sagen: Du hast mich selig gemacht!

Was war das? Sie richtete sich jäh auf.

Der Weg führte dicht an ihr vorüber.

Dann vernahm sie eine tiefe Männerstimme: Nun sind wir Eins, denn wir verstehen uns!

Die Worte klangen gedämpft zu ihr hinüber, und dann hörte sie die sich entfernenden Schritte der Vorübergehenden.

Was war aber mit ihr geschehen? Sie sass da und starrte mit weitgeöffneten Augen in die Nacht. Sie strich sich die blonden Haare aus dem unscheinbaren kleinen Gesicht: Wir verstehen uns! murmelte sie. Gewaltsam hatten sie diese menschlichen Worte und Stimmen aus dem Unbewussten herausgerissen in die Wirklichkeit. Sie erwachte wie aus einem Traum. Wo war ihre weltvergessende Stimmung geblieben, all' ihr geistiges Glück? War alles so schnell in nichts zerfallen? Ja, spurlos schien es verschwunden, sie fühlte sich wieder zurückgerufen in die Welt und kam sich so arm vor, so verlassen!

Sie stand auf; es war ihr, als hätte sie sich im Walde verirrt. Sie sehnte sich nach einer festen Hand, die die ihre erfassen würde, um sie zurückzuführen

in's Licht. Ihr graute es so allein im Walde, es fror sie in dem leichten Tanzkleide.

Wir verstehen uns! Oh, dieses Wort, warum gerade dieses! Es griff ihr ja mitten in's Herz hinein! Sie sehnte sich nach stillschweigendem Verständniss, nach dieser sicheren Hand, die nie ermüden würde, sie auf den richtigen Weg zurückzuführen.

Es war das Anklammernwollen einer Menschenseele an die andere. Nun, da sie aus ihrer geistigen Welt erwachte, kam sie sich vor wie ein Ton, der kein Echo findet. Es war ihr zu Mut, als wäre sie aus einer Höhe herabgestürzt, und sie sah sich scheu und fremd um und zitterte — und fühlte, dass sie allein war.

Fort, fort aus dem Walde! In jenem mächtigen Rauschen schien ihr mit einem Mal dieselbe Sehnsucht entgegen zu klingen, die ihr Herz erfüllte. Wie hoch und dunkel standen die Fichten, wie tief war die Nacht!

Sie ging nach Hause und trat in den Ballsaal. Sie wurde mit Fragen und Vorwürfen bestürmt und schloss nur geblendet die Augen. Sie zwang sich, ein freundliches Gesicht zu machen, aber ihr Lächeln war blosse Form und bedeutungslos für sie, wie für andere. Sie fühlte auf ihren Zügen die forschenden Blicke aller, und ihr eigenes Gesicht kam ihr wie eine Larve vor.

Sie fühlte sich sterbensmüde, und ihr Gemüt war wie wundgerieben, aber sie tanzte — tanzte.





## Ein Johanni-Abend.

---

Der dreiundzwanzigste Juni ist es — Johanni-Abend. Die See liegt still und ruhig da; schon lange ging die Sonne unter, aber der Horizont ist noch mit einem gleissenden Goldband umschlungen. Am Himmel hängen schwere drückende Wolken. Die Bauern versammeln sich am Strande und zünden nach altem Brauch mächtige Feuer an.

Rechts wird die Bucht von einer weit in's Meer ragenden Landzunge eingefasst, die sich ausstreckt wie ein vorgreifender, dunkler Arm. Überall sieht man Feuer aufflackern, wie Riesenleuchtkäfer funkeln sie an den dunklen Ufern.

Die Herrschaften aus dem Gutshause haben sich auch am Strande eingefunden.

Es stehen zwei Boote bereit, mit Fahnen, Guirlanden und bunten Lampen geschmückt.

Unter Scherzen, Lachen und Neckereien beginnt die Fahrt; die erleuchteten Böte gleiten lautlos, los-

gelösten Flämmchen gleich, über die schwarze Tiefe der See.

Es wird dunkler und dunkler und die elfte Abendstunde ist schon vorüber.

In dem einen Boot sitzt die lustige Jugend. Frau Kristen nimmt den Platz am Steuer ein, sie ist ernst und gedankenvoll. Rechnest Du Dich nicht mehr zur Jugend? Erwecken die schwellenden Jugendtöne kein Echo in Dir? Vibriert keine Fiber Deines Herzens mit, erhitzt durch die Glut der auflodernden Johanni-Feuer?

Frau Kristen trug wie gewöhnlich ein schwarzes Kleid; sie war seit mehreren Jahren Wittwe. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie das Anerbieten des Barons angenommen, ihm den Haushalt zu führen und Mutterstelle bei seinen Kindern zu vertreten. Das hatte sie denn gethan, treu, ernst und gewissenhaft, wie sie alles that, was sie in die Hand nahm. Nun waren die Töchter des Barons verheiratet. Nur zum Sommer füllte sich das Haus mit Gästen, die verheirateten Kinder, Vettern und Cousinen fanden sich ein, und es war ein lustiges Treiben. Für die Jugend, doch nicht für Frau Kristen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit ruhiger Miene, und von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag lernte der Baron seine Haushälterin mehr schätzen. Der nächste Winter sollte der erste sein, wo sie beide ganz allein blieben — ganz allein.

Die Jugend scherzte und lachte und kümmerte sich nicht um Frau Kristen; sie aber steuerte ruhig und sicher gerade in die weite See hinaus, ganz so, wie sie auch ihr eigenes kleines Schiff hinausgesteuert hatte auf die wogende See des Lebens.

Frau Kristen stand in der Mitte der dreissig. Sie hatte eine grosse, volle Gestalt und dunkles, schlichtes Haar, das sie in zwei dicke Zöpfe flocht und am Hinterkopf aufsteckte. Ihre Hände waren gross und weiss und drückten Energie aus. Frau Kristen war eher hässlich als hübsch, aber ihr Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck.

„Wollen wir singen?“ schlug jemand im Boot vor.

„Ja, ja, aber was?“

„Ich weiss nicht, was soll es bedeuten . . .“ begann ein dritter.

Ein lautes Gelächter begrüsst diesen Vorschlag.

„Wollen wir lieber singen: Das Lieben macht gross' Freud“, bat ein Student.

„Ja, das ist schön!“ riefen die beiden jungen Mädchen.

„Gut. Also . . . Frau Kristen, Sie singen doch wieder die zweite Stimme?“ fragte ein junger Mann.

„Nein, ich werde heute nicht singen!“

Niemandem fiel es ein, Frau Kristen weiter zu überreden, man wusste, sie sagte nicht unnütz nein, und was sie gesagt hatte, das führte sie aus.

Und nun intonirten sie:

Das Lieben macht gross' Freud'

Es wissen 's alle Leut'...

Die Mädchenstimmen tönnten hell, — gedämpft, wie begleitend die Stimmen der jungen Männer. Es wurde nur langsam gerudert.

Frau Kristen lauschte — und plötzlich legte sie die eine Hand vor die Augen, und die andere sank vom Steuer.

Es wissen 's alle Leut'...

Es war ihr, als zeigte ihr Jemand ihr ganzes Leben, und als sähe sie es an, neugierig, wie eine Fremde. Sie sah ein junges Mädchen, das um ein anderes verschmäht wurde von dem, den sie liebte. Sie sah dieses junge Mädchen am Altar stehn am Arm eines älteren und ungeliebten Mannes. Es war arm und hatte viele Geschwister. Dann trat ihr eine Wittve vor Augen, die ihren Mann zum Kirchhof geleitete. Einen Mann, den sie mit der Zeit in ruhiger Art lieben gelernt hatte, der ihr Schutz und Anker gewesen war. Diese Frau blieb allein und ohne Lebensberuf, nur mit kärglichen Mitteln versehen, und nun — nun nahm sie eine geachtete Stellung in einem wohlhabenden Hause ein.

Das Lieben macht gross' Freud'!

Das war ein Gesang für die strahlende Jugend, der die Welt gehört, aber nicht für sie!

Frau Kristen raffte sich auf und griff wieder nach dem Steuer.

„Wie schön!“ rief ein weichherziges Mädchen mit blauen Augen: „Sehen Sie, Frau Kristen, überall die Feuer! An der Küste, auf dem Glint, und dort... seht nur, seht nur, auf dem Meer ein schwimmendes Feuer!“

„Ein schwimmendes Feuer! Wir wollen hin! Bitte, Frau Kristen, steuern Sie nach rechts.“

Frau Kristen steuerte und bald war man dem Feuer nah.

„Was ist es?“

„Zusammengebundene Äste und darauf eine Teertonne.“

„Wie kommt das nur her?“

Wie kommt es nur hierher dieses einsam schwimmende Feuer mitten auf der stillen See?

Da hörte man Gesang von Männerstimmen. Es war ein russisches Lied mit schnellem, unregelmässigem Rythmus. In der Dämmerung unterschied man ein Boot, das sich mit starken Ruderschlägen entfernte.

„Es sind die Soldaten der Strandwache!“ rief Jemand.

„Wie schön! Hört, hört, wie sie singen.“

Es ist ein Soldatenlied, von rauhen Stimmen gesungen. Die Melodie entwickelt sich eintönig melancholisch und in Moll.

„Wie stimmungsvoll!“ seufzte das junge Mädchen mit den blauen Augen.

Der junge Mann, der ihr gegenüber sass, befestigte das Geflecht an einem langen Strick, nun musste das Feuer ihnen folgen.

„Bitte, Frau Kristen, steuern sie zum anderen Boot!“ rief man.

Im anderen Boot sass der Baron. Er liebte es für gewöhnlich nicht, auf der See zu sein, aber heute war er Frau Kristens Beispiel gefolgt.

„So nah beim Feuer!“ rief eine alte Dame.

„Ja, ja, die Jugend spielt immer mit dem Feuer!“ meinte eine andere.

„Mit dem Feuer spielt heute ganz Estland!“ rief ein junges Mädchen.

„Ganz Estland?“ fragte der Baron lächelnd und sah zu Frau Kristen hinüber; er sah sie scharf an und es fiel ihm auf, dass sie besonders ernst heute aussah.

„Sollen wir nicht jetzt umkehren?“ rief er ihr zu.

Sie nickte als Antwort und bewegte das Steuer.

Mit dem Feuer spielen, was war das? so fragte sie sich. Sie hatte das nie gethan, auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war wohl viel zu vernünftig dazu. Doch da durchfuhr sie blitzschnell der Gedanke, dass es einen Reiz haben müsse, es zu thun.

Mit dem Feuer spielen . . . das hiesse, in dem sicheren Bewusstsein seiner eigenen Ruhe, mit den

Leidenschaften anderer umgehen wie . . . wie mit einer Spielsache.

Ja, aber wäre das nicht auch ein Spiel gewesen mit dem Feuer, wenn man das, was so ganz, ganz verstohlen in einem glühte, hervorgezogen hätte? Oder vielmehr ihm Berechtigung eingeräumt hätte zu sein, auf Momente natürlich nur? Das Allerinnerste, das tief, tief Versteckte im Menschen . . . gab es das?

Ja, es gab das, und auch für sie, aber sie wollte nicht daran denken und warf den Kopf zurück.

Sie schaute um sich. Es dunkelte und die Luft war feucht und neblig. Sie wusste aber genau, wohin sie zu steuern hatte, und jetzt sah sie auch in ihrer Richtung fünf Teertonnen am Strande brennen.

Im Boot wurde nur leise geflüstert.

Die Natur war in tiefes Schweigen versunken, sie hielt stille Einkehr in sich und hüllte sich in graue Nebelschleier, als wolle sie alles Störende von sich weisen. Sie atmete schwach und leise. Der feuchte Nachtwind umspielte Frau Kristen, zärtlich, geheimnissvoll lockend, und — da war sie wieder vor den letzten Pforten ihres Herzens. Ihr Herz war wie die weite See, und da ganz am Ende schwamm etwas, unsicher flackerte dort ein Feuer.

Wie kam denn ein Feuer in ihr Herz? Was war es?

Was war mein Leben? fragte sich Frau Kristen.

Es war das eines Arbeitspferdes! Ich war kein edles Ross, das sich Launen erlauben durfte, ich habe immer gearbeitet, gearbeitet und überwunden!

Ja, sie war immer unbeirrt den graden Weg der Pflicht gegangen und hatte gethan, was sie für Recht hielt. Sie verstand es, Mass zu halten, und hatte eine eiserne Energie. Sie war eigentlich nie jung gewesen, so recht aus dem Innersten heraus jung, überschäumend und thöricht. Ja, das war es! Sie hatte immer nach einem Muss gehandelt; sie hatte in sich das niedergehalten, was immer wieder von Zeit zu Zeit erwachte und nach etwas anderem schrie! Und nun war sie ja alt geworden, Gott Lob! ja, nun würde auch der Kampf aufhören.

Der Kampf? Ja, auch die ruhige, sichere Frau Kristen lag oft im Kampf mit sich selbst. Da war diese eine tief verborgene Stelle im Herzen, zu der kein Mensch gelangte, als sie selbst. Ein jeder trägt wohl solch' ein letztes Rätsel in sich, noch uneingestanden und ungelöst.

Aber all das würde und müsste ja aufhören mit dem Alter.

Die Boote legten an und man stieg aus.

Frau Kristen ging durch den Sand und setzte sich auf einen Stein; sie hüllte sich fest in ihren Mantel, denn sie fröstelte. Vom Stein aus sah sie auf einen Rasenplatz, der zwischen den Bäumen des Strandparks

lag. Hier hatten sich die Leute vom Hofe und noch viele aus den Dörfern eingefunden. Es war auch ein Mann mit einer Harmonika da.

Frau Kristen sah, dass die ganze Gesellschaft sich zu diesem Platz begab, sie sah, wie der Baron erschien und alle ihn grüssten. Er war von kleiner Gestalt; sein Haar war fast weiss und er hatte dunkelbraune, glänzende Augen.

Da spielte die Harmonika, und die Leute begannen zu tanzen. Sie waren noch schüchtern, da die Herrschaften dabei standen. Die Mädchen tanzten unter einander und die Männer unter einander. Sie fassten sich wunderlich ungeschickt an, und es zeigte sich deutlich, dass die Grazie ein Fremdling ist unter dem Estenvolk. So wälzten sie zu den schrillen Klängen der Harmonika, uud, ermutigt vom Lachen und den Znrufen der jungen Herrschaften, bildeten sich immer mehr Paare und eine derbe Lustigkeit war im Anwachsen.

Der Baron sah erst gleichgiltig zu, dann blickte er unruhig um sich, als vermisse er etwas.

Er liess seine Augen längs dem Strande schweifen, und da erblickten sie eine schwarze Silhouette, die sich in gross gezeichneten Linien vom Himmel und der See abhob. Er sah die dunkle, ernste Gestalt der Frau Kristen auf dem Stein sitzen, und es zog ihn zu ihr hin.

„So allein?“ fragte er, an sie herantretend.

„So allein!“ wiederholte sie, und in tiefe Gedanken versunken, fügte sie hinzu: „Immer allein!“

Der Baron stutzte. Er setzte sich auf einen Stein ihr gegenüber; er sass tiefer als sie und sah zu ihr empor. Sein Blick haftete auf ihren Zügen und glitt dann langsam an ihrer vollen, üppigen Gestalt hinunter. Er räusperte sich leicht: „Frau Kristen . . .“ begann er. Sie fuhr zusammen und wandte sich hastig ab. Der Baron bemerkte sehr wohl den abwehrenden Ausdruck in ihrem Gesicht, er kannte ihn! Er zog die Stirn in Falten und strich sich mit ungeduldiger Bewegung den spitzen Bart. Eine tiefe Röthe stieg ihm langsam in's Gesicht. Er bohrte seine rechte Fussspitze in den tiefen Sand und holte kleine Steine heraus, um sie sofort wieder wegzuschleudern. Frau Kristen beobachtete jede seiner Bewegungen; sie vertieften sich beide anscheinend ganz in diese Spielerei und verzögerten damit den verhängnissvollen Augenblick.

Plötzlich richtete der Baron sich gerade auf und sah sie an; sie erschrak vor dem Feuer, das sich in seinen Augen entzündet hatte.

„Frau Kristen“, begann er wieder, „Sie wissen schon lange, was ich Ihnen zu sagen habe, Sie . . .“

„Nein, nein!“ unterbrach sie ihn und streckte die Hand abwehrend aus. „Sagen Sie es nicht!“

„Und warum nicht? Frau Kristen, Sie wissen,

wie hoch ich Sie stelle und wie schwer ich Sie vermissen würde. Nun, da alle Kinder aus dem Hause sind . . .“

„Nun habe ich meine Aufgabe hier auch gelöst!“ unterbrach sie ihn schnell.

„Durchaus nicht, Frau Kristen! Nur den Kindern gegenüber ist ihre Aufgabe gelöst, jetzt denken Sie an mich. Sehen Sie, ich kann mir das Leben ohne Sie nicht mehr vorstellen; Sie sind ganz wie hineingewebt in mein Leben!“

„Aber warum kann ich denn nicht in meiner jetzigen Stellung bei Ihnen bleiben?“ fragte sie leise und überredend.

„Nein! Das können Sie nicht!“ rief er, seine Selbstbeherrschung verlierend. „Das hat sich geändert. Ich kann nicht mehr in der Art neben Ihnen leben. Mein Himmel, Sie verstehen das doch! Ich ertrage diesen Zustand, diese Ungewissheit nicht länger, ich . . . ich liebe Sie ja, Frau Kristen!“

Seine Stimme klang tiefer als gewöhnlich und seltsam heiss und dringend; er rückte ganz nah zu ihr hin und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie stand schnell auf.

„Ein Mann am Ende der fünfzig und eine Frau am Ende der dreissig!“ rief sie bitter, „Sie werden in drei Jahren sechzig sein, Baron!“

Die Röthe in seinem Gesicht verdunkelte sich

und die heissen Wellen schlugen ihm bis in den Nacken hinunter.

„Ich bin noch nicht alt mit sechzig Jahren!“ stieß er zornig und leidenschaftlich hervor. Sie sah in seine durchglühten Züge und da packte sie mit einem Mal ein fast wildes Gefühl. War es Hass oder Verachtung, Abscheu oder quälender Schmerz? Sie wusste es zuerst selbst nicht. Sie erzitterte, ein Schauer überlief sie. Sie erkannte sich selbst nicht wieder, sie war plötzlich wie ausgetauscht. Was sie da vor sich sah, erschien ihr wie ein Zerrbild, wie ein Hohn aller der Gedanken und Gefühle, die sie auf der Seefahrt bestürmt hatten. Sie richtete sich jäh auf und schöpfte tief Atem. Sie hätte den Baron, wie er so dasass, wie eine Puppe in ihre vollen, kräftigen Arme nehmen, und in's Meer werfen wollen!

War das die kluge Frau Kristen? Ein reicher Freier wollte sie über ihren Stand erheben, und sie wies ihn ab? Nein, das war nicht die kluge Frau Kristen; sie kannte keine Grenzen und Rücksichten mehr, sie empfand deutlich den heftigsten Widerwillen. Sie fühlte, wie in ihr all' das die Oberhand gewann, was sie immer zurückgedrängt und gefesselt hatte; gewaltsam erwachte ihre Natur. Sie fühlte sich mit einem Mal so frei, als fielen drückende Fesseln von ihr. Sie musste lachen. Sie lachte laut und hell,

und der unheimlich aufgeregte Schall vertönte über der weiten, erzitternden See.

Der Baron sah sie an, zornig und erschreckt.

Sie aber streckte ihre grosse Gestalt und sah in diesem Augenblick aus, wie das Urbild ungebrochener Kraft. Das fühlte er; sie überragte ihn weit und er starrte sie mit seinen entflamnten Augen an. Ihr Lachen kränkte ihn nicht mehr, es reizte nur noch seine Leidenschaft.

„Ich wiederhole es, Frau Kristen . . .“ begann er wieder. „Es geht nicht anders . . .“

„Geht nicht anders?“ rief sie laut.

„Bedenken Sie doch, es wäre doch auch ein Glück für Sie . . .“

„Ein Glück?“ unterbrach sie ihn schnell. „Ja, hübsch von der Oberfläche besehen, ist es freilich ein Glück. Ich habe das erwartet, was Sie mir heute gesagt haben, es überrascht mich nicht. Ich war sogar dazwischen bereit, ja zu sagen. Mein guter Geist hat mich bewahrt!“ fügte sie leise hinzu.

„Es war ein unbewusstes Arbeiten in mir, alle diese Wochen. Sehen Sie, Baron, ich war ein Mensch, der sein Lebelang nach den Vorschriften seines Verstandes gelebt hat. Jetzt werde ich es nicht mehr thun, ich werde mich frei machen und Herz und Natur sprechen lassen. Es ist ein Luxus für eine arme Person, wie ich bin; ja, ja, ich weiss es! Aber

ich will mir diesen Luxus erlauben — den einzigen meines Lebens. Also, ich danke Ihnen, Herr Baron, aber — ich werde Sie nicht heiraten!“

Sie wandte sich um und ging gerade auf den freien Platz zu, wo man tanzte.

Der Baron blieb zurück und starrte ihr nach; er stand wie versteinert da, denn ihr Betragen war ihm vollkommen rätselhaft.

Er sah ihre hohe Gestalt unter den anderen hervorragen. Sie hatte den Mantel abgeworfen und stand nun da, im schlichten, schwarzen Kleide, das die edlen Formen ihrer Figur vorteilhaft hervorhob. Wie frei, wie sicher ihre Bewegungen waren, wie stolz sie den Kopf zurück warf.

Die jungen Herrschaften hatten auch angefangen zu tanzen. Als Frau Kristen auf den Platz trat, nahte sich ihr einer der jungen Leute und verbeugte sich. Er dachte, er nähme sich einen Witz heraus, als er sie fragte:

„Wollen Sie vielleicht auch einen Tanz versuchen?“

„Warum nicht!“ sagte sie laut, und ihre Stimme klang besonders voll und metallreich. Dabei legte sie ihre grosse Hand fest auf seine Schulter.

„Seht! Seht! Frau Kristen tanzt!“ riefen die jungen Mädchen.

„Jetzt müssen Sie aber auch mit uns tanzen!“

riefen die anderen jungen Leute. Und Frau Kristen tanzte viel und gut und sicher.

Der Baron sah diesem Treiben zu, er glaubte zu träumen. „Sie ist verrückt geworden!“ murmelte er, und doch bereitete ihr Anblick ihm Qualen und Freude.

Da sah er, wie sie ihren Mantel umnahm und im Park verschwand. Wohin ging sie nur? Er hätte Lust gehabt, ihr zu folgen, aber schon war sie hinter den hohen Bäumen verschwunden. Es war ihm wirr im Kopf, er hatte jahrelang bei nichts Höherem geschworen, als bei Frau Kristen, und nun betrug sie sich derart! Der Zorn bitterster Enttäuschung überkam ihn. „Es ist genug getanzt!“ rief er den Leuten zu. „Wenn ihr weiter tanzen wollt, so geht zur Herberge. Und Ihr geht jetzt nach Hause!“ herrschte er die Jugend an.

„Aber die neun Kräuter am Kreuzweg, die müssen wir noch suchen!“ rief man.

„Gut, aber dann schnell, ich gehe voraus!“

Es entstand eine hastige Bewegung, und alle verliessen den Strand.

---

Es waren zwei Stunden vergangen, und es fing bereits wieder an, hell zu werden. Aus den schweren Wolken strömte ein feiner, gleichmässiger Regen. Der Regen fiel auf die See, die wie glatte Seide schimmerte; ein ewig wiederkehrendes Tönen entstand

durch die fallenden Tropfen, einem leisen, traurigen Mahnruf gleich. Sonst war alles still.

Da nahte sich mit schweren, schwankenden Schritten eine schwarze Frauengestalt — Frau Kristen! Sie ging langsam durch den tiefen Sand und setzte sich auf denselben Stein, auf dem sie vor zwei Stunden gegessen hatte. Das Tuch glitt ihr vom Kopf. Ihr dunkles Haar war verworren, ihr Gesicht sehr bleich, es lagen tiefe Falten um Mund und Augen. Sie faltete die Hände im Schoss und starrte über die weite See . . .

So sass sie zusammengekauert da. Sie war müde, denn sie war während dieser zwei Stunden umhergegangen. Tief aufseufzend fuhr sie sich mit der rechten Hand über die Augen, sie sah alt aus, Frau Kristen, und mutlos!

Es regnete. Der Regen fiel auf die stille, graue See, auf die im Traume weinenden Bäume des Parkes und auf all' die Kohlen der ausgebrannten Feuer.

Der Regen fiel auf Frau Kristen und sie achtete nicht darauf; es schien, als würde er fallen bis in ihr Innerstes hinein, auf ein paar armselige, kleine Kohlen. Frau Kristen drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte, und die glitzernden Himmels-Tropfen senkten sich wie ein Diamantenkranz auf ihr dunkles Haar und auf die vielen Silberfäden, die darin eingesponnen waren.





## Sterne oder...?

---

Concurrenz! Welch' ein Hasten und Treiben, ein jeder will den anderen überflügeln, jeder will vorwärts, will noch höher hinaus! Überall tönt es in den Ohren, auf allen Gebieten tritt es entgegen.

Concurrenz! ... Hunderte, Tausende von Lernenden und Lehrenden strömen im Jahre nach der grossen Hauptstadt, und ebenso viele verlassen enttäuscht und zurückgedrängt den Schauplatz. Welche zahllose Menge von angehenden Künstlern! Ein jeder glaubt den lodernden Genius in sich zu fühlen, ein jeder hofft, die Welt erobern zu können. Sänger und Sängerinnen, Componisten, Schauspieler, Maler, Schriftsteller ... das alles hastet, eilt durch die Strassen der grossen Stadt, geht achtlos und schnell an einander vorüber, noch unbekümmert, noch von fiebernder Hoffnung erfüllt. Oft verflucht das Schicksal später unvermutet das Leben solcher aneinander Vorübereilenden; als Impressario und Künstler ziehen sie durch die

Welt, oder als erbitterte Kämpfer stehen sie sich einst gegenüber.

Vor den Augen dieser, mit Ehrgeiz erfüllten Seelen liegt die Zukunft wie ein Meer von Nebel da, aber hinter diesem Nebel glänzt und wächst schon etwas — und das wird einst hervortreten, um die Welt mit seinem Glanze zu erfüllen. Das ist der Ruhm, der Erfolg, die aufgehende und anerkannte Sonne ihres Genies.

Genius! . . . herrlich, strahlend in fast unerreichbarer Höhe, nur wenigen im Laufe der Jahrhunderte offenbart, wenigen Auserwählten, aber tausende und abertausende von Händen strecken sich immer und immer wieder nach dir aus. Tausende glauben dich zu besitzen. Doch oft ist es nur flammende Begeisterung für jegliche Offenbarung des Schönen, heisse Liebe zur Kunst, ein geistiger Rausch, aber noch nicht der göttliche Funke.

Aber glaubt, hofft und strebt nur weiter! Erreichen oder nicht erreichen, liegt im Schosse der Zukunft verborgen.

Werdet zu Sternen, die von der Menge angestaunt und bewundert werden, die unseren dunklen Lebensweg erleuchten, oder . . . ?

\* \* \*

In der Potsdamerstrasse, im dritten Stock einer kleinen Pension, lebt eine amerikanische Familie, eine

Mutter mit zwei Töchtern. Am offenstehenden Fenster, das auf die Strasse hinausgeht, sitzen May und Day; May auf dem Fensterbrett, Day auf dem Stuhl darunter. Sie sitzen Hand in Hand und sprechen lebhaft. Day ist einundzwanzig Jahre alt, klein, zart, mit blassem Gesicht, hellbraunem, krausem Haare und sehr dunklen blauen Augen. Sie ist nicht hübsch und trägt für gewöhnlich ein Pince-nez. Das einzige wirklich Hübsche an ihr sind ihre kleinen, sehr weissen Hände; die Fingerspitzen werden aber schon etwas dick vom vielen Clavierspielen. May ist grösser, voller; prachtvolles schwarzgelocktes Haar, grosse, dunkle Augen, ein schmales Gesicht mit wunderschönen Farben. Sie trägt ihr Haar frei hinunterhängend, nur im Nacken mit einer Schleife zusammengekommen. May ist auffallend hübsch — frappierend, viele finden sie schön; ihr Gesicht hat einen ausgeprägt israelitischen Typus. In ihren blitzenden Augen liegt etwas Herausforderndes; May liebt das Auffallende in der Toilette, Day bemüht sich, distinguirt zu erscheinen. May ist zwei Jahre jünger, als die Schwester, lebhaft und voll Feuer. Sie hat viel Leidenschaft und Temperament, und doch sagt die Mutter von ihr: sie hat noch kein Herz! — Day ist viel stiller und sehr nervös. Du bist unbegreiflich sensible und viel zu weichherzig für's Leben, wirft ihr die Schwester vor.

„Es ist doch sehr interessant, dies Berlin, Day;

wir haben es jetzt auch sehr gut in dieser Pension, beide Zimmer sehen am Tage doch ganz wie Salons aus. Ich finde es sehr vernünftig, dass man sich hier auch endlich unsere amerikanischen Schlafsophas anlegt. Siehst Du, in die Ecken werde ich japanische Schirme stellen, ich sah in der Leipzigerstrasse solche für nur vierzig Pfennig, das wird wirken. Und die Portieren haben doch auch gewonnen, seitdem ich meine seidenen Shawls um sie drapiert habe . . . Aber Day, Du hörst ja garnicht?“

„Ich bin noch so ganz, ganz unter dem Eindruck . . .“

„Ah, so!“ May's Gesicht verändert sich, es wird sehr ernst. „Du denkst noch daran, was der Professor Dir gesagt hat?“

So verschieden die beiden Schwestern sonst auch sind, in einem sind sie sich gleich, in der grossen Liebe zur Kunst und im Ernst des Studierens.

„Du bist doch nicht deprimiert, Day? das ist nicht nötig!“

„Nicht deprimiert, er sagte ja: Sie haben ausserordentliches Talent, aber ich muss alles ummachen, alles! Ich werde arbeiten müssen! acht Stunden am Tage!“

„Du übertreibst, sechs sind ganz genug, Du wirst sonst nur krank. Bedenke, dass ein anderer in drei Stunden übt, was Du in einer halben Stunde.“

„Aber dafür ist mein Ziel auch dreimal, tausendmal so hoch!“

„Ja, aber man muss immer vernünftig sein, ich bin sehr für die Arbeit und das Studieren, aber denke nur, wenn Du Dich überanstrengst, wenn Du krank wirst! Damit ist ja alles aus für Dich, alles Geld ist dann für Deine Ausbildung ausgegeben und wir haben dann nichts.“

„Ach, May, May, wie schrecklich!“

„Natürlich! Wir setzen doch alles jetzt ein, alles was wir haben, ich ja auch. Eine Stimme ist etwas sehr Zartes und ich muss doch ewig Acht haben auf sie. Alles setzen wir ein, aber das ist ja eben das Grosse, das Erhebende, wir werden alles nicht ein Mal, nein, tausend Mal wiederbekommen, das Geld wird für uns später garnicht mehr existieren, nur der Ruhm, der Glanz, der Erfolg! Glaubst Du an mich?“

May ist aufgestanden und geht unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Ja, May, an Dich glaube ich felsenfest; Deine Lehrerin kann Dir ja auch gleich eine Stelle an einer Oper verschaffen, und bei Deinem Aussehen, Deiner Stimme —“

„Sprich doch nicht von meiner Stimme, Du hast sie jetzt lange nicht gehört.“

„Du findest doch, dass Deine Stimme sich gut entwickelt?“

„Oh, sie wird sehr schön. Neulich in einer Arie sollte ich das hohe Si intonieren; ich sage Dir, als der Ton herauskam, so glockenrein, so zart, da konnte ich nicht weiter singen, denn ich hatte Tränen in den Augen, und es kam mir vor, als hätte ich auch welche im Halse. Doch ich nahm mich zusammen, denn ich weiss, dass man selbst nicht weinen darf, wenn man andere zum Weinen bringen will. Aber man soll die Tränen kennen. Abends im Bette nehme ich im Kopf verschiedene Rollen durch und rege mich dabei so auf, dass ich oft erst einschlafe, nachdem ich lange Zeit geweint habe . . .“

„Ach, May, May, wie schön! Du weisst, dass ich keinen Glauben habe, aber jedes Mal, wenn ich Beethoven vom Regal herunter nehme und etwas von ihm spielen soll, so ist es mir, als müsste ich vorher die Hände falten und beten.“

In diesem Augenblick wurde die Thür hastig aufgerissen, und herein stürzte die Mutter, eine noch elastische, behende Frau mit glänzenden braunen Augen und halb ergrauten lockigen Haaren. Sie sah ausgesprochen semitisch aus, und ein energisch schlauer Ausdruck lag um ihren Mund. Lebhaft sprechend nötigte sie eindringlich einen General in voller Uniform in's Zimmer.

„Seht, Kinder“, rief sie, „welch' eine Überraschung!“

„Excellenz!“ riefen beide Mädchen erstaunt, un-

angenehm gestört durch das Hereinstürmen der Mutter. May fasste sich zuerst, machte einen etwas schnippischen Knix und sagte: „Hoherfreut von der Gnade Eurer Excellenz.“

Der General lachte, machte aber nicht den Eindruck, als fühle er sich an seinem Platz. Er hatte die Familie durch Zufall an einem dritten Orte kennen gelernt, und die Mutter hatte sich gleich an ihn geschlossen, ihn heute auf der Strasse wie einen alten Bekannten begrüsst, laut angerufen, dass alle Vorübergehenden sich erstaunt umsahen, und dann fast die Treppen hinaufgezerrt. Schliesslich, es thut ja nichts, dass er auch ein Mal hier ist, die kleine May ist immerhin ein bildhübsches, blitzfideles Mädchen. So setzt er sich denn in einen Lehnstuhl.

„Seit wann leben Sie in dieser Pension?“

„Seit vorgestern sind wir hier“, ruft die Mutter aus dem Nebenzimmer. Sie bewahrt dort in einer Schieblade verschiedene Säcke, die mit Kuchen und Bonbons gefüllt sind. Das arrangiert sie jetzt auf einem Teller.

„Die andere Pension war zu voll, es machte Day nervös.“

„Ah, so!“ sagt der General und denkt bei sich: Wahrscheinlich machte die anderen Day's sechs Stunden langes Üben nervös!

„Und ausserdem“, fügt die Mutter hinzu und

schellt nach dem Mädchen, um Thee zu bestellen, „hat Day auch Lehrer gewechselt und ist jetzt bei Professor X. Bei Professor X.“, wiederholt sie stolz.

Excellenz' aristokratische, aber dennoch sehr gutmütige Augen überfliegen jetzt mit mehr Aufmerksamkeit Day's unscheinbare Erscheinung.

„Ah so, das ist eine Ehre“, sagt er, „und wie gefällt es Ihnen?“

„Danke . . .“

„Day ist natürlich ebenso entzückt von ihm, wie er von ihr“, ruft die Mutter, die eben in's Zimmer kommt und Platz nimmt. „Und, Excellenz, May macht phänomenale Fortschritte.“

„Ah so, lässt sich denken“, sagt Excellenz, setzt sein Monocle auf und fixirt die schöne Gestalt und das lebhaftes Gesicht May's. „Kann noch immer nicht begreifen, warum gnädiges Fräulein nicht zur Bühne will?“

May macht ein erstauntes Gesicht und will den Mund aufthun, die Mutter aber schneidet ihr das Wort ab. „O nein, nein, Excellenz, dazu ist mir meine May zu schade! Die Bühne, das ist doch immer eine schlüpfrige Geschichte . . .“

„Ja —, aber wenn man so aussieht! —“ und dabei ein sehr ausdrucksvoller Blick. May wird dunkelrot. Sonderbarer Widerspruch in ihr, sie ist sehr herausfordernd und doch sehr prüde, sehr gekränkt über

Schmeicheleien, die ihr Äusseres betreffen. Sie überwindet aber ihren Ärger darüber, dass der General sie nicht wie eine Dame behandelt, wie sie glaubt, und sagt nur graciös und lächelnd: „Für dieses eine Urtheil gebe ich alle eventuellen Bühnenerfolge!“

Das Mädchen kommt und bringt den Thee; May giesst ihn ein. Die Mutter lehnt sich in's Sopha zurück und fühlt sich hochbeglückt: ein General, ein preussischer Adliger in ihrem Salon!

Da plötzlich wird die Thür hastig aufgerissen, und herein stürzt atemlos ein junger Mann. Sehr lang, sehr mager, nonchalant gekleidet, ein feines, kleines Gesicht, blaue, helle Augen, die dunkelblaue, kleine Mütze weit aus der Stirn geschoben, so dass ein Büschel lockiger Haare herausguckt.

„Guten Tag!“ ruft er.

„Frank!“ rufen die Damen wie aus einem Munde, auf's Äusserste erstaunt.

„Endlich habe ich Euch gefunden! Guten Tag, kleine May“ — er streckt ihr die Hand entgegen — „was, grosse Primadonna schon? Man tanzt nicht mehr, was?“

May reicht ihm die Hand, Day hat die ihre zurückgezogen und presst die Lippen aufeinander.

„Das ist ein sehr frostiger Empfang!“ ruft Frank.

„Nun, meine Alte —,“ wendet er sich an die Mutter. Diese erhebt sich mit blitzenden Augen: „Der Frank hat immer noch nicht gelernt, sich zu be-

tragen“, ruft sie. Sie tritt dicht an ihn heran und sagt leise: „Nimm sofort Deine Mütze ab und grüsse den General, später kannst Du —“

Frank nimmt die Mütze ab, streckt nachlässig dem General die Hand entgegen und ruft: „Morgen!“ Der Mutter steigt die Röthe ins Gesicht, Day kommen Tränen in die Augen, May hält schnell ihr Taschentuch vor's Gesicht, um ihr Lachen zu verbergen — es ist doch zu komisch, diese freie Art, es weht sie an wie ein Hauch aus ihrer grossen Heimat. Der General begnügt sich mit dem Kopf zu nicken.

„Nun — dann nicht“, sagt Frank, lachend die Hand zurückziehend. „Aber, May, giess mir Thee ein, ich bin schauderhaft durstig“ — dabei lässt er sich in einen Stuhl fallen — „und müde. Es war ja eine schreckliche Mühe Euch zu finden. — Nun also wie geht es?“

„Der junge Mann“, sagt die Mutter, die furchtbare Angst hat, Excellenz zu choquiren, „ist nämlich aus der Kinderzeit her bekannt mit meinen Töchtern.“

„Ja“, ruft Frank, „und ich war es, der immer sagte: zwingt May nicht dazu, am Ballet zu bleiben, lasst ihre Stimme ausbilden! Ah! May! Sieh' da — da hast Du ja alle Deine seidenen Schärpen und Shawls“ — und Frank steht auf und tritt zu den Portieren. „Ah! der gelbe, weisst Du noch, Du hattest im Sonnenblumen-Ballet getanzt?“

Excellenz' Augen werden grösser, — dann kneift er sie jedoch zusammen und macht, als hätte er nichts gehört. Seine Nachbarin jedoch schwankt, ob sie Frank die Theekanne an den Kopf werfen oder den General noch immer weiter düpiren soll; endlich entschliesst sie sich für das Letztere.

„Dies Ballet war nämlich das beliebte Spiel der Kinder.“ Sie bemüht sich recht ruhig zu scheinen.

„Versteht sich!“ ruft Excellenz, „aber ich sehe leider, es ist schon spät — leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen, Excellenz, nicht wahr, auf Wiedersehen?“

Der General ist fort, alles atmet erleichtert auf.

„Frank, Frank, was hast Du gethan!“ ruft Day.

„Abscheulicher Junge!“ sagt die Mutter, „bist Du toll, so mit allem herauszuplatzen, alles zu sagen, was?“

„Na! das muss ich sagen“, ruft Frank, „als was spielt Ihr Euch denn hier auf? Ich habe doch die Wahrheit gesagt . . .“

„Aber Excellenz versteht das doch nicht, was wird er nur denken?“

„Was geht das uns an? es ist doch wahrlich kein Unglück, dass Du Balletteuse warst, und . . .“

„Schweig!“ ruft die Mutter.

„Ich muss Frank in Schutz nehmen“, sagt May, „er konnte ja nicht wissen, dass wir hier . . .“

Day ist an's Fenster getreten, sie ist sehr blass

und kämpft mit den Tränen. Sie hatte sich bemüht, alles zu vergessen, was hinter ihnen lag, sie wollte eine Lady sein, und nun wurde sie so unsanft an alles erinnert. Traurige, abenteuerliche Erinnerungen, Aufregung, so viel Vulgarität — sie durfte nicht an all' das denken, sie, die sich gewissermassen reingewaschen hatte an ihren ernstesten, classischen Studien.

May sass auf einer Tischkante und schwatzte mit Frank, ihr war die Vergangenheit keine schreckliche Erinnerung, sie hatte sie auch nicht verleugnet; es war nur um Day's willen. Wenn May einmal berühmt sein sollte, so wollte sie allen sagen, dass sie am Ballet gewesen war. May und Frank waren immer gute Kameraden gewesen, sie lachten und erinnerten sich an Vergangenes. „Aber das ist doch grossartig von mir!“ rief er, „ich sagte Euch in Amerika: in einem Jahre komme ich nach Berlin, rede deutsch wie ein Deutscher und werde auch ein Genie in mir entdeckt haben!“

„Bravo, Frank! die beiden ersten Tatsachen treffen zu, aber nenne mir Dein neuentdecktes Genie, Dein Genie?“ rief sie ungeduldig.

„Aha! das sage ich nicht!“

„Nun — wenn man es nie merkt — sag' Frank!“

Die Mutter kramt unterdessen alle Theetassen zusammen; jetzt, wo Excellenz fort ist, beruhigt sie sich. Sie will mit Frank sprechen. damit er künftig-

hin vorsichtiger ist. Sie will ihm alles vorstellen, er ist ja der gutmütigste Junge von der Welt. Da schlägt die Uhr im Korridor acht.

„Acht Uhr schon!“ ruft May, „und Kroll und die Sembrich und unsere Bilette? Sollen wir vielleicht wegen dieses Bengels von Frank nicht gehen — das fällt mir nicht ein!“ Day wendet sich um: „Musik — ja! wollen wir gehen!“

„Frank kann ja mitkommen“, sagt May, „es kann ihm garnichts schaden.“

„Fällt mir nicht ein!“ ruft Frank, „ich gehe in den Hippodrom!“

May sieht ihn halb belustigt, halb verächtlich an: „Geh' nur zu, wer Elephanten der Sembrich vorzieht, ist selbst ein Trampeltier!“

Sie ziehen sich an, in ein paar Minuten sind sie unten auf der Strasse. Welch' ein Gedränge! Pferdebahn, Omnibus, Droschken . . . alles fährt, eilt . . .

Bis zum Tiergarten gehen sie mit Frank, dann trennen sie sich.

Die Oper hat schon angefangen, als sie in den Saal eintreten. Die Sembrich spielt die Rosina. Sie singt, und wie die Stimme eines Engels hallen die wunderbar weichen Töne durch das stille Haus, glockenrein, zart — wie eine Liebkosung. Day sieht ganz blass aus und hat die Augen geschlossen, ein schöner, seliger Ausdruck liegt auf ihren Zügen. May's Augen blitzen,

die Wangen sind geröthet, nach Schluss eines jeden Actes applaudiert sie, dass ihr die Hände schmerzen! Die Mama wiegt den Kopf nach den reizend graciösen Melodien . . . Die Oper ist aus; begeisterter Beifall wird der herrlichen Künstlerin gespendet . . .

Auf dem Wege nach Hause spricht nur die Mutter. May hält ihren Shawl vor den Mund, sie darf aus Rücksicht auf ihre Stimme nicht sprechen. Day ist zu ergriffen. Sie tappen im Dunklen die Treppen hinauf, schliessen mit ihrem Schlüssel auf und treten in ihre Zimmer. Dort angekommen, schreit May auf: „War das nicht, um verrückt zu werden! dieser Engel! oh Gott, so zu singen!“ — Die Mutter zündet Licht an. Die Zimmer sind nicht mehr zu erkennen; die Sophas sind in Betten verwandelt, einige Tische in Wasch-, andere in Bettische. Nur ein Tisch ist frei, darauf stehen zwei Flaschen Bier, eine Kanne mit Milch und ein Teller mit belegten Butterbroden. Sie sind hungrig nach der langen Vorstellung, nur Day isst wenig. May summt mit halber Stimme: „ma se mi toccane . . .“

Day springt an's Clavier und begleitet sie nach Gehör. May singt *mezza voce*, um die Stimme nicht anzustrengen. Die Cavatine ist aus, Day phantasiert noch weiter, erst sanft, dann wird es bewegt, wild und wilder . . .

May wird unruhig, — da zieht sie den kleinen

Dolch, den sie immer trägt, löst mit einer schnellen Bewegung ihr prachtvolles Haar und wirft die Haarnadeln auf die Diele. Sie ergreift einen bunten Shawl, drapiert ihn um sich, und plötzlich fällt sie singend in das Spiel der Schwester ein.

„Ha, Verruchter!“ singt sie, — „soll ich Dich Falschen, Treulosen töten...?!“ Day spielt weiter, es ist, als errieten die Schwestern gegenseitig ihre Gedanken.

„Doch könnte ich Dich tödten?“ singt May weiter, — und da die Melodie sanft und leise wird: „ich denk' an die Blumen, die Du mir gepflückt — ich denke, wie Du mich an's Herz gedrückt...“

Die Mutter sitzt weit vorgebeugt auf dem Bett und staunt ihre Kinder an... Da — der Dolch blitzt in May's Hand: „Hinweg von meinen Augen! ha! Verräter! tot! tot!“ — Sie fährt nach etwas mit dem Dolche. „Ha! er fällt!“ — sie sinkt auf die Knie und macht, als kniee sie vor einer Leiche; die Musik wird klagend, choralartig, May singt mit zitternder Stimme einen Liebesgesang. Dann springt sie auf — ein abgebrochener Accord und eine wilde Klage: „Wie soll ich nun leben, da er nicht mehr ist! — Leb' wohl du strahlende Erde, Wie soll ich nur leben, da du nicht mehr bist, Im Tode erblassen ich werde... Leb' wohl, leb' wohl“ — ihre Lippen zittern — „Ha! falsche, treulose Welt — er, den ich am meisten

geschätzt und geliebt, er selber, er hat mich betrogen — falsch ist die Welt — und —.“ Ihre Augen rollen, sie schwingt den Dolch in der Luft, dann streckt sie drohend die eine Hand aus und stösst den Fluch aus:

„Verflucht sei die Welt! und verflucht seid ihr all' — ihr elenden Menschen, verflucht!“ — ein wildes Auflachen, sie ersticht sich und fällt zu Boden! Die Mutter springt mit einem Schrei des Grauens auf, noch ein paar wilde Accorde, und dann geht die Musik in ein mildes Adagio über. Das eine Licht erhellt nur mangelhaft das Zimmer — May liegt noch unbeweglich am Boden, jetzt endet Day — da springt May auf und schüttelt den Kopf mit dem schweren Haar, sie fällt Day um den Hals und küsst sie. Sie ist noch sehr blass und zittert leicht, versucht aber zu lachen. „Nun, meine Lehrerin würde böse über mich sein, hätte sie das angehört. Wie fandest Du meine Stimme, Mama?“

„Sie war mächtig und schön, aber ich vergass sie ganz, ich sah nur, wie prachtvoll, wie grossartig Du spieltest . . .“

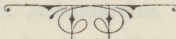
Day ist auch aufgestanden, sie sieht sehr angegriffen aus.

„Und Day! wie hast Du phantasiert! Genies seid Ihr beide! Das Pensionsfräulein wird wütend sein, dass wir hier in der Nacht so viel Rumor machen . . . aber es war doch grossartig!“

Hand in Hand stehen die Schwestern am Fenster. Day's Augen sind gegen den Sternenhimmel gerichtet, mit unbeschreiblichem Ausdruck, und ihre Lippen murmeln: „Genie . . . Genie . . .“ May fährt sich mit beiden Händen in ihr volles schwarzes Haar und ruft: „Oh Day, Day! ich könnte die Welt vernichten!!“ — Die Mutter liegt schon im Bett, und immer noch stehen die Schwestern am Fenster und sehen in den Sternenhimmel . . . „Mir sagen die Sterne eine ganze Welt!“ sagt Day . . .

„Oh, astre belle!“ singt May leise und wendet sich ins Zimmer . . .

Sterne? . . . werdet ihr Sterne werden? werdet ihr erreichen, was ihr erhofft, erkämpft . . .? Allmählig vergehen die Stunden der Nacht, und das grosse Berlin wird wieder erwachen mit seinem Leben, mit aller Concurrenz . . . Strebet . . . glaubt, erhofft nur das Höchste und endet als Sterne, oder . . .?





## Ein Wiedersehen.

---

Es war auf einem grossen Rout. Die Gesellschaft hatte sich in den Salons verteilt; die Diener gingen umher und boten Thee an.

Im Saal hatte sich eine gemütliche Gruppe niedergelassen. Es waren Nachbarn aus einem Kirchspiel, die sich zufällig in der Stadt getroffen hatten.

Sie tauschten ihre Stadt-Eindrücke aus und stritten über die gestrige Vorstellung im Theater. Die junge Baronin Warden sah ein wenig gelangweilt aus bei diesem Gespräch. Sie spielte mit ihrem Fächer aus grauen Straussenfedern, und nur von Zeit zu Zeit zeigte sich ein malitiöses Lächeln um ihren sehr hübschen, roten Mund. Sie hatte einen matten Teint und dunkle Augen, die von besonders dichten, kurzen Wimpern umgeben waren. Das hellgrüne Kleid aus weichem Plüsch passte harmonisch zu ihrem rötlich schimmernden, krausen Haar und zeugte von feinem Geschmack.

„Sie sagen garnichts, Baronin?“ fragte ihr Nachbar vorwurfsvoll.

„Wozu soll ich auch noch dazu beitragen, Ihre Begeisterung abzukühlen. Begeisterung „an sich“ ist etwas so Schönes . . .“

„Ja, ja, die Begeisterung „an sich“ gerade!“ rief ihre Cousine, die sich mit Baron Warden unterhielt.

Dieser war von gedrungener, kräftiger Gestalt. Er hatte einen dunklen Vollbart, sprach langsam und betonte oft Worte, die es weder dem Sinne nach, noch einer grammatikalischen Regel zu Liebe verdienten. Sein Wesen aber sprach Charakter und Tüchtigkeit aus.

Die Baronin war aufgestanden.

„Wohin, Hertha?“ fragte ihr Mann.

„Ich sehe dort Tante Agathe in der Tür stehen, ich will sie begrüßen.“

Sie sprachen in gedämpftem Ton mit einander, vielleicht ein wenig in der Art, wie zwei sich leidlich vertragende Compagnons in einem Geschäft, wie Menschen, die sich im Ganzen in einander gefügt haben.

Hertha trat auf die alte Gräfin zu.

„Guten Abend, Tante Agathe!“

„Ah, Herthachen!“

Hertha reichte der alten Dame die Hand. Da fiel ihr Blick in den Salon nebenan. Dort entdeckte sie eine Gruppe von Herren, in deren Mitte einer stand, der alle anderen überragte. Es war eine hohe, ele-

gante Erscheinung, dunkles, leicht ergrautes Haar, scharfe, aristokratische Züge und sprechende Augen.

Hertha's Blick verschärfte sich, sie sah, wie er in stolzer, eigenwilliger Art den Kopf leicht zurückwarf — da war kein Zweifel mehr.

Sie wurde sehr blass. Unwillkürlich suchte sie nach einer Stütze und umklammerte heftig den Arm der Gräfin.

„Um Gotteswillen, Kind, was ist Dir?“

„Es ist nichts!“ — Sie lächelte wieder. „Es ist schon vorbei, setzen wir uns, dorthin auf's Sopha!“

Sie setzten sich.

„Das sind die Nerven unserer modernen Jugend, Du bist immer noch ganz blass, Kind!“

Er hat mich noch nicht bemerkt, sagte sich Hertha; sie nagte an ihrer Unterlippe und fühlte ihr Herz heftig schlagen.

„Wie geht es Dir sonst, Kind?“

„Danke, sehr gut!“

„Es sind so viel Menschen hier, hätte ich das geahnt, wäre ich garnicht gekommen. A propos, hast Du auch meinen Neffen Alfred begrüßt? Ich war sehr erstaunt, ihn hier zu sehen, er kommt ja nie mehr nach Estland, trotzdem er in Petersburg lebt. Freilich, er ist dort erzogen, und seine Frau ist Petersburgerin. Ich habe ihn eine Ewigkeit nicht gesehen! Aber er sieht sehr gut aus, findest Du nicht?“

„Ich habe ihn dazu noch zu wenig gesehen, Tante.“

„Weisst Du, Kind, unsere Gastgeber haben ein Streichquartett engagiert, es wird bald Musik gemacht werden. Eine junge Frau von . . . — wie hiess sie doch gleich — soll versprochen haben, zu singen; ich bin alt, weisst Du, und vergesse die Namen.“

Ja, sie wird alt, dachte Hertha, aber wie lieb sie aussieht im altmodischen Seidenkleid und mit der weissen Haube!

„Übrigens, Kind, je älter man wird, um so gleichgiltiger ist es, ob jemand Graf ist oder ein einfacher Bürgerlicher. Siehst Du, es kommt doch darauf an, wie der Mensch ist. Ich versuche den Menschen ganz zu fassen und habe glücklicher Weise die Fähigkeit noch nicht verloren, ihn in seinem Wesen zu erkennen, und da hat man oft seine wahre Freude an Manchem. Doch, ich verplaudere die kostbare Zeit! Erzähle mir lieber von Dir, Herthachen. Wie geht es Deinen Kindern?“

„Danke, Tante, es geht ihnen gut, das heisst — Adolf hustete, aber Mimi geht schon und macht uns grosse Freude.“

Hertha sprach ein wenig gleichgiltig von ihren Kindern, und die Erinnerung an „die grosse Freude“ zauberte nur einen sehr schwachen Widerschein auf ihrem Gesicht hervor.

„Wie lange bist Du eigentlich schon verheiratet, Herthachen?“

„Zehn Jahre!“ antwortete sie und sah in den Salon nebenan; Graf Fernau näherte sich der Thür.

„Ah — Du siehst Alfred, wie lange hast Du ihn nicht gesehen?“

„Zehn Jahre!“

„So lange, sahst Du ihn nicht in Petersburg?“

„Ich bin nur zwei Mal da gewesen mit meinem Manne, und er war dann gerade verreist.“

„Ich glaube, das muss auch schon so ungefähr zehn Jahre her sein, dass er sich verheiratete und die Stelle im Ministerium bekam?“

„Ungefähr, ja“, sagte Hertha kurz.

Graf Fernau war mit vielen anderen in den Saal getreten, die Gesellschaft strömte hierher, weil das Quartett beginnen sollte.

Seine Augen irrten suchend umher, da — er erblickte die Baronin. Er trat schnell auf sie zu, sah sie einen Augenblick scharf an und verneigte sich dann.

Sie versuchte, ruhig zu erscheinen, und neigte den Kopf zum Gruss.

„Ich habe den Vorzug, von der Frau Baronin noch erkannt zu werden?“ begann er.

„Gewiss“, sagte sie und schlug ungeduldig mit der rechten Fussspitze auf's Parquet. „Sie haben sich ja nicht so sehr verändert.“

„Und Sie fast garnicht. Ich wusste, dass Sie hier waren, ich hätte Sie schon früher begrüsst, aber . . .“

„Ich bitte, die Entschuldigung ist unnütz“, sagte sie. Sie vermied es, seinem Blick zu begegnen, der mit einem seltsamen Erkennen auf ihr ruhte; scheinbar sehr interessiert, sah sie sich die Menschen an.

Er stand noch an ihrer Seite; da begann die Musik zu spielen. Neben Hertha stand ein leerer Stuhl. Alfred zögerte einen Moment, dann setzte er sich neben sie hin.

So ist das Wiedersehen! sagte sie sich. So ist es!

Sie sah zu ihm hin. Er sah nicht mehr jung aus, das Leben hatte tiefe Falten um die Augen hinterlassen.

Er fühlte, dass sie ihn ansah. Da begegneten sich ihre Blicke. Es war kein harmloser Blick, es lag etwas fast Feindseliges, etwas Wehmütiges und Ängstliches darin. Nur einen Moment währte das, dann senkten sie die Augen.

Das Quartett spielte einen Satz aus einem klassischen Werk.

Nun sass er neben ihr, nach zehn Jahren! Wie anders hätte sie sich das Wiedersehen gedacht. Waren denn die zehn Jahre ihrer Ehe nichts? Sie erschreck vor sich selbst. Hatte sie sich selbst getäuscht? Wie kann man glauben, ein Gefühl sei tót, wenn es doch noch da ist? Sie hatte doch schliesslich ruhig und zu-

frieden gelebt in diesen zehn Jahren. Und nun, wo ihr Leben in den Geleisen ging, nun wollte der alte Sturm sie gewaltsam aus den vorgezeichneten Bahnen herausdrängen! Wo bleibt meine Ruhe? fragte sie sich. Diese zehn Jahre scheinen mir wie ein inhaltloser Raum, und wir fangen genau da an, wo wir aufhörten. Aufhörten! es war ja kein Abschluss, es war ein Trennen mitten heraus aus der Liebe, die wir uns nie mit Worten eingestanden.

Es waren ähnliche Gefühle, die ihn bewegten. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass ein Wiedersehen die längst tot geglaubte Liebe zu neuem Leben erwecken würde. Aber nun, da er sie so unverändert wiedersah, erstaunte er nicht einmal über die Leidenschaft, die wieder von seinem Herzen Besitz ergriff. Es war ihm, als wären sie nie getrennt gewesen, und er fragte sich, ob diese zehn Jahre nicht ein Traum gewesen wären?

Ihre Persönlichkeit wirkte mit all' dem alten Zauber auf ihn. Er fragte nicht nach der Berechtigung seines Gefühls, nicht nach dem wie? und woher? Er empfand, und in unbewusstem Egoismus verschmolz sich dieses Gefühl mit der Vorstellung des Rechts.

Es trat eine Pause in der Musik ein. Von allen Seiten schwirrte die zurückgehaltene Unterhaltung auf's Lebhafteste.

Es war wie Electricität zwischen ihnen, das fühlten sie.

„Ist Ihr Mann auch hier?“ fragte er endlich.

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn in Petersburg in Geschäften kennen gelernt. Sie haben zwei Kinder, nicht wahr?“

„Einen Knaben und ein Mädchen, und Sie?“

„Leider nur Knaben.“

„Sie bedauern das?“ sagte sie, froh ein Thema gefunden zu haben, wo man intimer sprechen und doch dabei unpersönlich bleiben konnte.

Er antwortete nicht. Sie hatte das Gefühl, als wäre es ihm völlig gleichgiltig, was sie sprachen. Sie sah schnell zu ihm hin, wieder begegneten sich für einen kurzen Augenblick ihre Blicke.

Die Musik begann von Neuem. Dieses nahe Beieinandersitzen, dieses beredte Stillschweigen wurde unerträglich. Glücklicherweise war es nur ein kurzer Satz, die Musik war bald zu Ende. Man erhob sich und ging auf und nieder. Es sollte eine längere Pause sein. Hertha stand ebenfalls auf. Ich ertrag' es nicht länger! sagte sie sich und ging fort, ohne ihn anzusehen. Sie ging über den Saal und durchschritt zwei Salons. Da — im dritten, kleinen Salon würde sie wohl allein sein. Endlich! Man würde noch Musik machen und sie im Saal nicht vermissen. Sie liess sich schwer in einen Lehnstuhl fallen und schloss die Augen; ein nervöses Zittern ging durch ihren Körper. Sie sass unbeweglich da und atmete schwer.

Plötzlich hörte sie, wie sich hastige Schritte näherten. Sie hatte das Gefühl, als packe sie jemand an der Kehle, der Atem verging ihr vor Schreck. Sie öffnete die Augen und sah Graf Fernau in der Tür stehen. In ihren Augen blitzte es auf, sie zog die Stirn in Falten; er erwiderte ihren Blick, aber der seine drückte Vorwurf und Leidenschaft aus.

Sie rührte sich nicht.

Unbeweglich stand er in der Tür; sie liess den Kopf gegen die Lehne des Sessels fallen; es war ihr, als streiche ein Sturmwind über sie her. Einen Augenblick lang schlossen sich die Augen, dann aber sahen sie ihn wieder an, feindlich aufblitzend.

„Diesen Blick kenne ich“, sagte er langsam, „das war der letzte Blick, den Sie mir zusandten!“

„Wer giebt Ihnen das Recht, so mit mir zu sprechen?“ rief sie leidenschaftlich auffahrend.

Er trat in's Zimmer.

„Das Recht?“ fragte er düster. „Unsere einstige Liebe!“

„Das ist kein Recht!“ sagte sie mit fast erstickter Stimme.

Er trat zum Tisch, rauchte eine Cigarette an der Lampe an und begann mit schnellen Schritten auf und nieder zu gehen.

„Einmal musste doch das Wort „Liebe“ aus-

gespröchen werden zwischen uns“, sagte er, „es ist wie ein Verhängniss.“

Ihre Augen verfolgten ihn.

„Warum?“ sagte er stehen bleibend. „Warum waren Sie so an diesem unglückseligen Ballabende?“

„Ich?“ fuhr sie auf, „warum waren Sie . . .“

„Was trieb uns auseinander?“ fuhr er fort. „War es nicht ursprünglich ein kleiner Anlass, wie war das nur möglich? Wir müssen uns jetzt verständigen. Sie liebten mich, wie ich Sie liebte. Das ist mir mit der Zeit klar geworden. Ich verstehe aber nicht: Wie konnte ein Nichts, ein elendes Nichts die Veranlassung unseres Auseinandergehens sein?“

Hertha schwieg einen Augenblick, dann sagte sie langsam und möglichst ruhig:

„War die Veranlassung etwas Äusserliches? Lag es nicht vielmehr an uns? Es musste so kommen aus innerster Notwendigkeit heraus, weil wir so waren.“

„Wie philosophisch Sie das begründen,“ rief er bitter. „Wie klug Sie sind, wie besonnen Sie geworden sind im Lauf der Jahre und . . . vielleicht haben Sie Recht!“

Er ging noch ein paar Mal auf und nieder, dann setzte er sich, ihr gegenüber, in einen Lehnstuhl.

„Und doch scheint es mir jetzt unfasslich! Ich will versuchen, ebenso ruhig zu sein, wie Sie . . . Also: Warum waren Sie an diesem Abend so abstossend

gegen mich? so schroff? Sie wussten doch, dass ich Sie liebte, Sie mussten wissen, dass ich nur auf den Moment wartete, Ihnen meine Liebe gestehen zu können. Wussten Sie das?“

„Ich wusste es“, sagte sie mit matter Stimme.

„Und — auch Sie liebten mich, jetzt können Sie es doch ruhig eingestehen!“

Über Herthas Gesicht zog ein tiefes Rot, sie öffnete die Lippen und schloss sie wieder.

„Es fällt Ihnen jetzt sogar schwer, es zu sagen!“ rief er heftig und ungeduldig.

„Ja, es fällt mir schwer. Aber Sie haben Recht, ich — liebte Sie.“

„Warum dann plötzlich dieses fast feindselige Wesen? Erst in späterer Zeit ist es mir verständlicher geworden. Sie scheuten sich zuzugeben, dass Sie mich liebten?“

Er beugte sich weit vor und strich mit der flachen Hand hin und her über den weichen Plüsch der Tischdecke.

In ihr arbeitete eine mächtige Erregung.

„Ja denn!“ rief sie endlich leidenschaftlich. „Es war so! Aber es war nicht kindischer Trotz. Es war das letzte, instinctive Sträuben einer Mädchenseele gegen die Anerkennung der Liebe. Einer echten Liebe geht ein heisser Kampf voran. Glauben Sie denn, dass es so einfach ist, einem Manne das volle

Recht einzuräumen über das Herz, das Leben, das Schicksal? Glauben Sie denn, dass man sich so hingeben kann ganz ohne Widerstreben? Und je heisser die Liebe sein wird, um so heisser wird man gegen die Liebe ankämpfen. Können Sie das denn nicht verstehen?“

„Es scheint mir unnatürlich!“

„Doch! je kräftiger und urwüchsiger die Natur des Mädchens ist . . . oh Gott! es ist doch ein vollständiges Verlorengehen, wenn man einen Mann sein Schicksal werden lässt!“

„Welcher Stolz, welches Selbstbewusstsein! Ein liebendes Mädchen wird weich und fügsam.“

Um Herthas Lippen zuckte es.

„Sie glauben also nicht an diesen Kampf?“ fragte sie.

„Vielleicht ist es ein Kampf für eine solche Natur, wie Sie es sind. Wäre ich älter gewesen, selbst weniger aufbrausend und verletzbar . . . An jenem Ballabende wollte ich um Ihre Hand anhalten!“

Sie schloss einen Moment lang die Augen und er fuhr fort.

„Ich trat auf Sie zu und forderte Sie zum Cotillon auf.“

„Mit einer Sicherheit“, fuhr sie auf, „Sie wussten, dass ich Ihnen den Tanz aufbewahren würde, Sie traten auf mich zu, mit leuchtenden, siegesgewissen

Augen, und als Sie sagten: Nicht wahr, den Cotillon? da . . . da, war es, als müsste ich Sie abschütteln, es war, als hätten Sie schon Macht über mich. Ich fürchtete mich vor Ihnen, vor mir selber, es war, als verlöre ich mich, als wolle eine fremde Hand mein Schicksal erfassen und — ich sagte Ihnen den Tanz ab.“

„Wie verletzt ich war, wie leidenschaftlich erregt und verzweifelt! Sie nahmen die Aufforderung des Barons, Ihres späteren Mannes, an.“

„Ich wollte nicht, dass mir die Wellen über dem Kopf zusammen schlugen, ich fürchtete, ich würde erliegen. Hätten Sie nur noch das überwunden . . .“

„Wie sollte ich den Zusammenhang erkennen? Ich sah doch nur das, was zu Tage trat. Ich war tief beleidigt, in meiner Liebe und in meiner Eitelkeit auf's Äusserste verwundet. Ich hielt Ihr Wesen für launenhaft und war zu stolz, um mit mir spielen zu lassen!“

„Sie trösteten sich ja auch bald mit Ihrer Cotillon-dame . . . Ihrer späteren Frau! Und ich gab an diesem Abende meinem Manne einen Korb.“

„Einen Korb?“ fuhr er auf. „Und an allen Ecken und Enden hiess es: Comtesse Hertha hat sich verlobt. Sie verliessen früher den Ball, er auch, es war auffallend. Er war reich, ich hatte damals noch wenig Aussichten . . .“

„Und Sie glaubten, ich hätte mich verlobt?“

„Ich musste es doch! Trotzdem kam ich am anderen Tage zur Visite zu Ihnen — man sagte mir, Sie fühlten sich leidend. Ich hielt das für eine zweite Absage. Mein Himmel, ich gebe es zu, dass ich immer sehr eitel war, und sehr empfindlich! Am selben Tage erhielt ich ein Telegramm von meinem Onkel: ich solle sofort nach Petersburg kommen, um mich zu einer Vacanz zu melden. Ich bekam die Anstellung, sah meine Frau viel bei meinem Onkel, ihre grenzenlose Hingabe, ihre Begeisterung für meine Person schmeichelten mir, das Entgegenkommen, das ich überall fand, die Anerkennung erhitzten meine Phantasie, reizten meine Eitelkeit. Ich musste gleich da bleiben; so vergingen zwei Monate. Da komme ich eines Tages nach Hause und finde— Ihre Verlobungsanzeige!“

Er sprang auf und ging aufgereggt hin und her. Hertha legte die Hand vor die Augen.

„Sie kamen ja nicht wieder“, sagte sie leise. „Ich hörte, Sie hätten alle Aussicht auf eine glänzende Carriere, man sagte mir ausserdem, Sie wären verlobt. Da gab ich meinem Manne auf ein erneutes Anfragen das Jawort. Wie ganz natürlich entrollt sich dieses Stück Leben . . .“, fügte sie mit schmerzlicher Philosophie hinzu.

Er schlug heftig mit dem Fuss auf den Boden.

„Es ist ein Elend!“ rief er.

„Wir wollen nicht mehr davon reden!“ sagte sie.

Sie schwiegen längere Zeit, dann sagte er:

„Und als Sie heirateten, wurde Ihr Mann Ihnen da zum Schicksal?“

„Über mein äusseres Leben — ja, in meinem innersten Wesen blieb ich frei!“

„Frei!“ rief er. „Eine traurige, einsame Freiheit. Dann bin auch ich frei. Meine Ehe gilt als eine gute, aber von einer wirklichen Harmonie der Seelen kann ja nicht die Rede sein.“

Er war an den Tisch getreten, der am Fenster stand, griff nach einem Buch und blätterte mechanisch darin.

„Wir waren zwei harte Steine!“ sagte er. Sie blickte zu ihm hinüber, ihre Augen schimmerten feucht.

Wieder entstand eine Pause.

„Sie haben in Ihrer traurigen Freiheit kein Glück gefunden?“ sagte er endlich, das Buch zuklappend und wieder auf und ab gehend.

„Ach!“ sagte sie, „ich bin doch so unendlich unfrei. Die äussere Beschränkung hemmt mich in meinen Entschlüssen und hindert mich in meiner Entwicklung! Glück! nein, glücklich war ich wohl nicht, aber ich hatte mich in mein Leben hineingefunden und — hatte vergessen!“

„Nein, das hatten Sie nicht“, rief er leidenschaftlich, „ebenso wenig wie ich. Unbewusst liebten wir uns noch, und — glauben Sie, dass zehn Jahre der

Trennung Menschen, die so geschaffen sind, einander zu lieben, auseinander bringen können?“

„Wie idealistisch das klingt!“ rief sie unter Tränen lächelnd. Ihr Herz schlug aber warm und und voll bei seinen Worten und sie sagte:

„Wir liebten uns — aber wären wir glücklich geworden? Ich habe mich das oft gefragt und habe es bezweifelt. Sie hätten den letzten Widerstand überwinden müssen und — hatten nicht die Kraft dazu!“

„Ich war ein Thor!“ rief er heftig, „ein Thor! Wäre ich weniger stolz und eitel gewesen, wir wären eins geworden, — um Ihren Ausdruck zu benutzen: nach überstandenen Kampfe! Es wäre eine selige Unfreiheit gewesen. Sie wären das hingebendste Weib geworden. Und nun —“

Er stand abgewandt am Fenster und fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, er war sehr blass geworden.

„Wir haben uns so klar verständigt über Vergangenes, aber was nun?“ fragte er und wandte sich ihr zu.

Da erwachte eine mächtige Lust in ihr, an ihn heranzutreten und zu sprechen: Nun haben wir uns endlich gefunden! Es erwachte das Verlangen in ihr, in dem unermesslichen Flammenmeer der Liebe unterzutauchen. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr ganzes bisheriges Leben kam ihr so unendlich

nichtssagend vor, es versank alles, wie in einen tiefen Abgrund. Sie erschauerte vor dieser Tiefe ohne Licht.

„Wir sind beide unglücklich!“ wiederholte er.

Sie sah zu ihm hin, während sie eine heisse Sehnsucht niederkämpfte, sich ihm in die Arme zu stürzen. Sie sah sein tiefes Leiden und sie sagte sich, dass sie die Stärkere sei — sein müsse.

„Wir haben kein Recht, uns über unser Schicksal zu beklagen“, begann sie, „der Mensch trägt sein Schicksal in sich, wen sollten wir anklagen, als uns selbst?“ Sie sagte das wie etwas Auswendiggelerntes, wie etwas, das sie sich wohl oft aufgesagt haben mochte, um das aufgeregte Klopfen ihres Herzens zu beschwichtigen.

„Sein Schicksal?“ wiederholte er, dann trat er schnell auf sie zu, stützte die Hand auf die Lehne ihres Sessels und beugte sich tief zu ihr hinunter. Seine Stimme zitterte vor Leidenschaft, und seine Augen glühten:

„Hertha!“ rief er, „Wir lieben uns noch eben, wir müssen frei werden, was hindert uns?“

Sie erbehte und brauchte ihre ganze Willenskraft, um nicht zu ihm aufzusehen, ihre Hände krampften sich um die Lehnen des Stuhles.

„Hertha, Sie waren so frei, so schwungvoll, man hat Ihnen Ihre Flügel gebunden, soll ich Ihnen helfen,

die Schlingen zu lösen? Wollen wir uns frei machen und hinausfliegen?“

Er fasste nach ihrer Hand, drückte sie zwischen den seinen und blickte ihr mit verzehrender Spannung in's blasse Gesicht. Es war ihr, als vergingen ihr die Sinne, es war wie ein Taumel, in dem alle Erkenntniss dahinschwand. Sie fühlte nur eines . . . noch einen Schritt weiter, und dann . . . Es durchfuhr sie heiss, sie war jung, sie wollte leben! Sie liebten sich, gab es ein höheres, ein heiligeres Recht, als dasjenige der wahren Liebe? Gab es ein höheres Recht? Da überlief es sie mit einem Mal eiskalt, sie öffnete die Augen weit, denn vor ihrem Geiste stand mit greifbarer Deutlichkeit — ein Bild. Sie sah das weisse Haus ihres Mannes mit den grossen Kastanienbäumen davor. Sie sah in ein grosses, helles Zimmer hinein — in die Kinderstube. Sie sah das alles freudlos, mit schmerzlicher Klarheit und empfand einen heftigen Stich im Herzen dabei. Sie sah das und es schien ihr zuzurufen: kannst Du hierüber hinweg? Da fühlte sie wieder den Druck seiner Hände, wie eine siedend heisse Welle überflutete es sie, aber dann packte es sie wieder mit eiskalter Hand, gerade am Herzen. Es war ein furchtbarer innerer Kampf.

„Hertha!“ rief er und beugte sich tiefer hinab zu ihr.

Da war es ihr, als fühle sie den Druck zweier

weicher Kinderarme um ihren Hals, es benahm ihr fast den Atem, und eine weinerliche, hohe Kinderstimme tönte ihr in den Ohren: „Mama, bring mir hübsche Spielsachen mit!“

Gewaltsam riss sie ihre Hand aus der seinen:

„Es ist zu spät!“ rief sie.

Er fuhr zusammen und richtete sich auf; auf seinem Gesicht erschien ein stolzer, finsterer Ausdruck: „Zu spät, wenn man sich liebt?“ fragte er. „Aber freilich, die Liebe müsste auf beiden Seiten gleich sein. Oh, Hertha, Ihre Flügel sind nicht gebunden, sie sind beschnitten.“

Nein, sie sind noch frei, frei! schrie es in ihr, ich könnte hinausfliegen, Dir weit voran, aber . . .

„Glauben Sie, was Sie wollen,“ sagte sie mit trostloser, gebrochener Stimme. „Ich denke an diejenigen Wesen, mit denen mein Leben unlöslich verknüpft ist!“

„Sie lieben ihren Mann nicht, er hat kein Recht an Sie, da Sie ihn nicht lieben!“

„Und meine Kinder?“ fragte sie. „Ich bildete mir mein Schicksal, als ich aus freier Wahl meinen Mann heiratete. Es war mein Wille, nun muss ich auch die Kraft haben, die Folgen zu tragen!“

Er machte eine unmutige Bewegung, ballte die Hände und stampfte mit dem Fuss auf.

„Das Feuer, das in mir brennt, macht mich schwach!“

rief er. „Sie sind stark, Hertha, aber — sind Sie noch das, was Sie waren? Sie sprachen früher über das Recht des Einzelnen, sein „Ich“ mit freier Rücksichtslosigkeit durchzusetzen?“

„Ich bin nicht mehr ein Einzelwesen. Ich bin die Mutter meiner Kinder“, antwortete sie dumpf und ergeben.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Der Salon nebenan füllte sich mit Menschen. Hertha stand schnell auf und trat in die Tür. Sie war noch sehr bleich und hielt sich nur mühsam aufrecht.

Da sah sie ihren Mann, es fiel ihr auf, dass er fast plump und gewöhnlich aussah im Vergleich zum anderen. Sie biss die Zähne fest aufeinander. Jetzt hatte er sie bemerkt und sagte, auf sie zutretend.

„Wie blass Du aussiehst!“

„Ich fühle mich unwohl und möchte nach Hause fahren, bitte bringe mir meinen Umwurf, er liegt hier nebenan.“

Er entfernte sich. Hertha trat zurück zu Alfred.

„Sie haben mehr Mut“, sagte er erregt. „Sie wollen zurück in's Unerträgliche!“

„Ich will mein Leben ja nicht für mich weiterführen!“ sagte sie tonlos. „Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die Hand, er beugte sich darüber und küsste sie. Da fühlte Hertha, wie ihr Mann ihr

den Umwurf um die Schultern legte. Sie zog schnell ihre Hand fort.

„Auf Wiedersehen also, nach weiteren zehn Jahren!“ sagte sie, blass und mit zitternden Lippen, die zu lächeln versuchten.

„Warum erst nach zehn Jahren?“ fragte ihr Mann lachend.

„Das ist so interessant, weisst Du. Dann sind wir beide alt“, fügte sie hinzu, mit einem tiefen Blick zu Alfred hinübersehend. Dann legte sie schnell ihren Arm in denjenigen ihres Mannes.

---

Der Baron und seine Frau sitzen im Wagen und legen die kurze Strecke in ihre Wohnung zurück.

„Wir fahren also morgen nach Hause?“

„Ja, ja, wenn Du Dir wirklich Sorgen machst . . . gewiss!“ sagt er.

Da legt sie plötzlich den Kopf an seine Schulter und schluchzt heftig auf.

„Mein Gott!“ ruft er erschreckt und legt den Arm um ihre Schultern, „Du bist nervös, Kind, Adolf wird ja schon aufhören zu husten!“

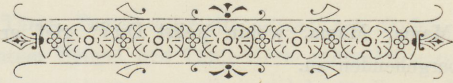
Sie hat die Empfindung, als erstarre sie zu Eis nach diesen Worten. Dann aber fühlt sie, wie sie heftig errötet.

„Ja, ja“, sagt sie hastig — dann schluchzt sie

wieder auf, sie drückt krampfhaft die Hand ihres Mannes und sagt mit erstickter Stimme, zwischen dem Aufschluchzen:

„Ich möchte den Kindern nur morgen, bevor wir fahren, noch die Spielsachen kaufen!“





## „Pastors kommen!“

---

### I.

Der lange Franz lag im grünen Salon auf der Chaise-longue, rauchte, streckte sich hin und her und gähnte.

Es ist doch genau genommen eine colossale Gutmütigkeit von mir, dachte er, dass ich die Ferien hier zu Hause verbringe, wo es doch so langweilig geworden ist, seitdem Ella und Bertha geheiratet haben! Wie gut könnte ich mich anderswo amüsieren! Es ist hier doch solch' eine Einöde! Papa ist alt geworden, Mama ist immer beschäftigt oder sitzt mit den Tanten zusammen. Ach — ach — ach! — Franz gähnte wieder und piff dann den Anfang eines Walzers zwischen den Zähnen. — Mama ist es ja solch' eine Freude, dass die Tanten da sind, es ist ihr zu gönnen; und dass ich hier bleibe, das ist erst recht ein Glück für sie.

„Mama, Mama, wohin gehst Du?“ rief er der Vorübergehenden zu.

„Ah, da bist Du, Franz, ich suchte Dich gerade, denn wir wollten zusammen lesen. Willst Du?“

„Schauderhaft ledern!“

„Aber die Tanten hängen so daran, und . . .“

„Meinethalben, aber bring' sie alle hierher, ich stehe nicht auf!“

„Wo werden wir lesen?“ rief nun Tante Gerta und trat in's Zimmer. Sie hatte eine freundliche, dünne Stimme, und alles, was sie sagte, klang etwas bedauernd.

„Hier!“ rief Franz und streckte sich.

„Aber alle unsere Arbeitsbeutel sind schon im roten Salon!“

„So lasst den Kram wachsen, Tante Gerta, und seid auch einmal ohne Handarbeit!“

„Was?“ rief Tante Betty, die nun in der Tür erschien, „wir sollen faulenzten, wie Du? Narrenspossen!“

„Liebe Schwägerinnen“, wandte Anna, Franzens Mutter, begütigend ein, „wollen wir doch lieber hier lesen, es ist hier so gemütlich und . . .“

„Schon gut, da Du es willst!“ knurrte Tante Betty.

Es dauerte geraume Zeit, bis alle Arbeitsutensilien aus dem roten in's grüne Zimmer gebracht waren.

Tante Betty murmelte etwas von faulem, verwöhntem Bengel, und Tante Gerta schraubte vorsichtig die Lampen herunter, weil sie sich beständig vor Rauch fürchtete.

Die dritte Tante, Elfriede, war keine Schwester des Hausherrn, sondern Anna's Cousine. Sie war ebenfalls unvermählt geblieben. Sie stand schon am Anfang der siebzig und hatte sich bis in ihr hohes Alter etwas Zartes, Empfindsames bewahrt. Sie schwärmte immer für irgend etwas und war sehr schreckhaft.

Nun sassen sie alle um den runden Tisch, und Anna, die Mama, nahm ein Buch zur Hand.

„Was wird gelesen werden?“ fragte Tante Elfriede lispelnd. „Oh, lies etwas, dass uns die nüchterne Gegenwart vergessen macht!“

„Bitte sehr!“ rief Tante Betty dazwischen, „nur nicht wieder von Rosen, Schmetterlingen und so etwas, ich kann dies Gemüse nicht leiden!“

Franz hielt mitten in einem Gähnen inne, um zu lachen.

„Du kannst auch die Gegenwart nicht leiden?“ seufzte Tante Elfriede, die schwer hörte und oft auch gern falsch verstand.

„Ich habe eine sehr nette Geschichte, die ich lesen werde“, sagte Mama.

„Wie heisst sie?“ fragte Tante Gerta.

„Noch einmal!“

„Wird wohl wieder so eine nichtsnutzige Geschichte sein!“ meinte Tante Betty.

„Bitte, wollen wir nur anfangen, wenn es Euch nicht gefallen sollte, können wir ja aufhören!“ bat Mama sanft.

„Lasst sie beginnen!“ entschied Tante Elfriede, Anna ein hoheitsvolles Zeichen mit der Hand gebend.

„Gut! Also —: „„Noch einmal, kurze Novelle . . .““

„Verzeih“, sagte Tante Elfriede, „darf ich mich umsetzen, ich sitze mit dem falschen Ohr zu Dir!“ Sie setzte sich um. „So, lies nur weiter!“

„Also: „„Noch ein . . .““ begann Mama wieder.

„Sofort! Gerta, einen roten Faden!“ rief Tante Betty.

„Hier! Lies nur weiter, Annachen“, sagte Tante Gerta sanft, „ach nein — nur ein Augenblickchen! Elfriede, was glaubst Du, soll ich hierher blau nehmen?“

„Welche Farbe?“ fragte Tante Elfriede, die nun mit dem schlechten Ohr zu Tante Gerta sass.

„Blau, fragt sie!“ schrie ihr Tante Betty in's Ohr, „aber das ist eine unnütze Frage, nimm dahin noch gelb, Du kommst sonst mit dem blauen nicht aus!“

„Soll ich nun wieder anfangen?“ fragte Mama.

„Nein, die Tanten sind noch lange nicht fertig“, rief Franz, „nie sprechen sie so viel, als gerade, wenn man anfangen will zu lesen!“

Sonderbarer Weise ärgerte Tante Betty sich diesmal nicht.

„Wir haben garnichts mehr zu sagen“, sagte Tante Gerta, „lies nur, Annachen!“

„Gut, also: „kurze Novelle von Ferdinand . . .““

„Wie viel Stiche soll ich hier freilassen?“ flüsterte Tante Elfriede der Tante Gerta zu.

Mama liess wieder geduldig das Buch sinken.

„Verzeih!“ sagte Tante Elfriede, „also vierzehn Stiche? Lies nur, Annachen, aber wie hiess doch wieder die Novelle?“

„„Noch einmal!““ rief Tante Betty ungeduldig.

Mama nahm das Buch wieder auf:

„„Noch einmal! kurze Novelle von Ferdinand . . .““

„Wollen wir nun heute recht gemütlich lesen!“ schlug Tante Gerta besonders freundlich vor.

Franz lachte: „Deswegen unterbrichst Du, um das zu sagen!“

„War wohl recht unnütz!“ sagte Tante Betty, klopfte mit dem Fingerhut auf den Tisch und fügte energisch hinzu:

„Aber nun wird nicht mehr gestört! lies, Anna!“

„Gut! nun fange ich endlich an: „„Es war um die Winterzeit, ich reiste damals . . .““

„Um Gotteswillen, Mama, höre auf!“

„Was ist Dir, Franz?“

„Lies diese Geschichte nicht weiter, das wird solch' eine „Ich-Geschichte“ werden —“

„Was soll das nun wieder bedeuten?“ brauste Tante Betty auf.

„Alle Geschichten, die ein „Ich“ erzählt, sind immer langweilig!“ beharrte Franz.

„Herzens-Junge, Du sprichst oft solchen Unsinn, dass man Deine drei und zwanzig Jahre ganz vergisst!“ rief Mama.

„Garnicht — ich habe ganz Recht! Solch' ein „Ich“ kann ein anderes „Ich“ antreffen, und das kann wieder als „Ich“ anfangen zu erzählen, das wird etwas Furchtbares. Ich würde Dir die ganze Geschichte voraus erzählen, wenn ich überhaupt solch' einen Kohl ausdenken könnte!“

„So ganz ohne Sinn ist das alles nicht!“ sagte überraschender Weise Tante Betty.

„Aber was verlangst Du denn von einem Buche?“ fragte Tante Gerta. „Auf dem Lande darf man nicht so wählerisch sein; was der Buchhändler schickt, damit muss man zufrieden sein!“

„Das fehlte auch noch! Schreibe lieber diesem Menschen, Mama, er habe keine Geschichten zu schicken, die ein „Ich“ erzählt, ferner keine witzlosen Romane; soll es durchaus ein Roman sein, so muss darin schon etwas Ordentliches vorkommen, zum Beispiel: einige Morde!“

„Ciel!“ rief Tante Elfriede, die diesmal gehört hatte, „so etwas zu sagen. Was giebt es Schöneres, als wenn in einem Roman beschrieben ist, wie zwei sich finden, die sich lieben!“

„Die ganze Faselei in einem Roman ist unnütz“, fuhr Franz unbeirrt fort. „Du könntest so schreiben: zwei schöne Seelen, die sich lieben, finden sich! Ich würde schreiben: sie — blond, dick, wirtschaftlich, er — geziert, spindeldürr und ledern! Und dann darunter: kriegen sich oder kriegen sich nicht! Das wäre ganz genug.“

Mama lachte, die Tanten sahen sich kopfschüttelnd an.

„Oder dann müsste schon eine Schlacht oder ein wirkliches Ereigniss vorkommen!“

„Du bist immer etwas aus dem vorigen Jahrhundert, Herzensjunge.“

Dagegen protestirten die Tanten. „Eltermutter wird wohl nicht so gedacht haben!“ meinte Tante Gerta.

„Ich wäre ein echter alter Germane gewesen. So auf der Bärenhaut zu liegen, eine Keule in der einen Hand und einen Becher Meth in der anderen, ein knieendes Weib vor mir, das wäre schön!“

„Gross und stark genug wärest Du dafür!“ meinte die Mutter. „Und in Gesellschaft bist Du immer der reine Bär!“ fügte sie hinzu. „Aber immer der Allerhübscheste, was?“

„Ach, ich mache mir ja nichts daraus, wenn sich die Mädchen in mich vergaffen!“

„Was sagt er, die Mädchen sind Affen?“ rief Tante Elfriede entsetzt. „Und Romane sollen nichts taugen, oh, oh!“

„Mit den Mädchen mag es oft stimmen“, lächelte Franz, „und die Romane? Ja, so wie es wirklich ist, steht es doch nie darin. Glaubt Ihr, dass so ein Kerl, wie ich bin, schon je beschrieben ist? Es sind immer nur sentimentale Helden, die Liebeserklärungen machen und Süssholz raspeln. Das ist ein Unsinn! Die Damen lieben das garnicht, sie sind viel zufriedener, wenn man ihnen dazwischen einige Grobheiten sagt!“

Tante Elfriede konnte vor Schreck kein Wort sagen und fächelte sich nur mit ihrer Arbeit.

„Verrückter Junge!“ rief Tante Betty.

„Ich möchte wohl die Dame sehen, der das gefällt!“ sagte Tante Gerta.

Franz beugte sich vor und sah sie mit seinen hübschen, blauen Augen so treuherzig und freundlich an, dass sie butterweich wurde.

„Gefalle ich Dir, Tante, oder nicht?“

„Ja, wenn Du vernünftig bist. Du bist ja auch der gutmütigste Junge auf der Welt; mach' nur nicht solche Augen, Franz!“

„Gieb' nur zu, dass ich eigentlich doch ein Ideal bin, Tante. Aber bei meiner Behauptung bleibe ich, ich kann Euch gleich ein Beispiel erzählen . . .“

„Aber wir wollten ja lesen, lieber Junge“, wandte Mama ein.

„Lass ihn doch seinen Unsinn schwatzen“, sagte Tante Betty und sah über ihre Brille hinweg neugierig zu Franz hin.

„Danke für die liebenswürdige Unterstützung“, rief dieser. „Also, ich mache einer kleinen Katze die Cour. Eines Abends aber wollte sie mich ärgern, oder Gott weiss was, jedenfalls kokettierte sie den ganzen Abend mit einem anderen herum. Schliesslich gehe ich an ihr vorüber. „„Bitte““, ruft sie, „„bringen Sie mir doch ein wenig Limonade!““ „„Ein Glas oder ein Stoof?““ frage ich. Sie lacht: „„Ein Glas natürlich!““ Ich komme zurück. „„Ein reizender Mensch, dieser Baron““, sagt sie. Sie will sehen, ob ich eifersüchtig bin. Ich gähne nur.“

„Wie gewöhnlich!“ schaltete Tante Betty ein.

„Darauf sage ich: „„Ein ausgezeichneter Mensch, er hat sich den ganzen Abend aufgeopfert, sonst hätten wir uns an die Damen machen müssen!““

„Wie frech!“ riefen die Tanten.

„Und Du glaubst, dass ihr das gefiel?“ sagte Mama.

„Es imponierte ihr ausserordentlich. Sie kokettierte nie mehr mit einem anderen, sondern nur noch mit mir, sobald sie mich nur sah! Doch nun kannst Du weiter lesen —“

„Wo blieben wir nur?“ fragte Mama.

„Beim Titel!“ sagte Tante Betty trocken.

„Nein, nein“, rief Tante Elfriede, „es war da schon allerlei gesagt von Schnee und Eisblumen und heulendem Sturm.“

Tante Betty sah zu Tante Elfriede hinüber und hielt in ihrer Arbeit inne.

„Das hast Du wieder einmal phantasiert!“ sagte sie.

„Nein, nein“, lispelte Tante Elfriede, „es war so eine sternklare Nacht!“

„Nein, ich las nur die ersten Worte“, sagte Mama, „also: „„Es war um die Winterzeit, ich reiste damals gerade als Gesellschafterin mit der Fürstin nach Neapel . . .““

„Nach Neapel!“ flüsterte Tante Elfriede und sah schwärmerisch zur Decke auf. Trotzdem sie nie in ihrem Leben dort gewesen war, schwärmte sie für Neapel. Sie sagte auch dazwischen von Reval: Ganz wie Neapel! oder: Es erinnert mich so an Neapel!

„Ist es eine Dame, die schreibt?“ fragte Tante Betty.

„Das wäre erst recht schauderhaft, wenn eine Dame die Geschichte geschrieben hätte!“ rief Franz, „es ist unsympathisch, wenn Damen schriftstellern!“

„Aber lieber Sohn!“

„Widerspruch mir nicht, Mamachen. Die Damen sind ja interessant genug, jedenfalls immer interessanter, als das, was sie schreiben. Ich sagte einmal einer jungen Dame, von der man mir sagte, sie wäre

Schriftstellerin: „„Ich höre, dass Sie schreiben, Sie werden unausstehlich werden dadurch, und das wäre wirklich schade, denn eben sind Sie noch ein ganz allerliebstes Frauenzimmer!““

„Das sagtest Du!“ rief Mama. „Und sie?“

„Sie lachte sehr. Vielleicht hat sie daraufhin das Schreiben aufgegeben.“

„Du bist und bleibst ausserordentlich eingebildet, doch nun lese ich endlich: nach Neapel also! „„Der „Fürst war damals gerade heimgegangen“ . . . Diese „Worte sprach Herr Piepmeyer mit näselder, affectierter „Stimme. „Ja, das war die beständige Einleitung zu „allen ihren ewig wiederkehrenden Geschichten. Sie „erzählte immer dasselbe, hahaha!“ Herr Piepmeyer „lehnte sich in den Stuhl zurück und lachte so, dass „alle mitlachen mussten. Er war klein und dick. „Es war immer Vollmond, wenn Herr Piepmeyer „da war; dazu das rote Gesicht, die zusammengezo- „genen Augenbrauen, die wie ein kleines Giebeldach „über den lustigen Augen aussahen, und ein Paar „unheimlich spitze Ohren.““

„Was für ein entsetzliches Wesen!“ rief Tante Gerta.

„Garnicht, er ist famos!“ rief Franz. „Aber das ist ja garkeine Ich-Geschichte, Mama, es scheint auch ganz humoristisch zu sein!“

„Siehst Du, wozu hast Du so viel Vorurteile!“

„Möchte dieses Monstrum nur nicht der Held des Romans sein!“ seufzte Tante Elfriede.

„Seid alle still, still!“ rief Tante Betty. Alle fuhren zusammen, sie aber legte die Hand an's Ohr. Alle horchten.

„Es kommt wahrhaftig etwas angefahren“, sagte Mama, „wer kann so spät kommen?“

„Da sie stören, sind es vermutlich...“ begann Franz.

„Der Wagen hielt an!“ rief Tante Betty aufspringend.

„Vielleicht ist es ein verirrtcs Wesen, das ein Abenteuer erlebt hat...“ flüsterte Tante Elfriede.

Franz sprang auf und sah aus dem Fenster.

„Nun?“ fragten alle.

„Pastors kommen!“ rief er und gähnte so tief und lange, als er nur irgend vermochte.

„Nun, ein Buchzeichen brauche ich heute nicht in's Buch zu legen“, sagte Mama lächelnd, indem sie aufstand.

---

## II.

„Hurrah! ein Telegramm!“ ruft Franz und stürzt in's rote Zimmer, wo alle Tanten sitzen. Er hält das schon geöffnete Telegramm in der Hand.

Tante Elfriede und Tante Gerta schreien auf, sie gehören noch zu der Sorte von Leuten, die bei jedem Telegramm heftig erschrecken.

„Was ist es?“ ruft Tante Betty.

„Eine Verlobung?“

„Eine Todesanzeige?“ fragen die anderen.

„Nein, nein, nein!“ ruft Franz und lacht.

„Aber ein Ereigniss ist es doch?“ fragt Tante Elfriede.

„Ja, Tante, und es kann auch noch eins werden, wenn . . .“

Tante Elfriede, die ihre Ansprüche und Vermutungen immer sehr hoch schraubt, unterbricht ihn:

„Vielleicht etwas Politisches?“

„So lasst es ihn doch endlich sagen!“ ruft Tante Betty ungeduldig.

„Ja!“ sagt Franz und wendet sich feierlich zu Tante Elfriede, „es ist eine politische Nachricht, es ist eine Revolution in Kamtschatka ausgebrochen!“

„Eine Revo . . . lu . . . tion?“

„Unsinn!“ sagt Tante Betty aufstehend und Franz das Telegramm aus der Hand nehmend. Nachdem sie es gelesen hat, ruft sie, indem sich ein heller Freuden-schein über ihr gutes, altes Gesicht verbreitet:

„Ach, wie schön, aber das ist ja heute, ach, wie schön!“

„Schön?“ rufen die anderen Tanten, „aber so sagt doch endlich, was es ist!“

„Das Stadthaupt von Reval spricht bei Tante Betty an!“ flüstert Franz ihnen zu.

Da tritt Mama in's Zimmer. „Nun freut Ihr Euch auch?“ ruft sie strahlend.

„Worüber denn eigentlich?“ fährt Tante Gerta klagend, fast weinerlich auf. „Franz behauptet zuerst, es sei eine Revolution in Kamtschatka ausgebrochen, und darauf, dass das Stadthaupt von Reval bei Tante Betty angesprochen habe. Was ist es also?“

„Es liegt in der Mitte . . .“ fängt Franz an, aber Mama wirft ihm einen verweisenden Blick zu.

„Nein, nein, Eure liebe Schwester Marie kommt heute an!“

„Marie?“ ruft Tante Gerta.

„Das hättest Du doch erraten können, wenn Du die Mitte gefunden hättest!“ sagt Franz.

„Ach, lieber Junge, lass mich! Sie kommt also?“

„Sie telegraphiert, sie komme heute und auf zwei Tage; sie könnte auch etwas länger bleiben!“ meint Tante Betty.

„Kommt Ellinor auch?“ fragt Tante Gerta.

Franz wendet sich schnell um, denn Tante Gerta sieht ihn scharf an.

„Ja“, sagt Mama, „Ellinor auch, ich freue mich sehr!“

„Wann kamen sie denn aus Livland herüber?“ fragt Tante Elfriede.

„Vor zehn Tagen ungefähr, sie machen eine Rundreise auf dem Lande, von einem Gut zum anderen,

eine Wurstfahrt bei den Verwandten!“ sagt Mama.  
„Da sie kurze Zeit hier bleiben, müssen wir wirklich jede Minute benutzen, wo sie da sind.“

Da tritt Papa aus seinem Schreibzimmer. Er hat einen Schlafrock an und raucht eine lange Pfeife.  
„Man muss bald auf die Station schicken, Franz!“ ruft er.

„Ja, Papa, es hat noch Zeit!“

„Dass Du aber zur rechten Zeit schickst, Junge!“

„Schrecklich, wenn die Pferde zu spät kommen; Jahn trödelt jetzt auch immer beim Anspannen“, sagt Tante Gerta schüchtern.

„Welche Pferde soll man entgegenschicken?“ fragt Mama.

„Ich denke, Jucko und Mascha!“ sagt Franz.

„Jucko?“ rufen die Tanten, „das ist unmöglich!“

„Warum?“ donnert Papa.

„Jucko ist ein schauderhaftes Pferd!“ sagt Tante Betty bestimmt.

„Es schlägt aus!“ ruft Tante Gerta.

„Es ist so capriciös und springt immer und dreht so viel den Kopf!“ sagt Tante Elfriede.

„Es hat auch vielleicht keinen guten Charakter und geht nicht in die Kirche?“ spottet Papa.

„Es ist das ruhigste Pferd auf der Welt“, sagt Franz.

„Übernimm Du dann aber auch die ganze Ver-

antwortung, Junge“, ruft Tante Betty, „ich wasche meine Hände in Unschuld!“

„Es ist doch vielleicht ein wenig gewagt“, meint Mama, „könnte man nicht doch lieber Laura nehmen?“

„Ja, Lauruschka! das ist solch' ein liebes Tier!“ ruft Tante Elfriede.

„Ein ganz verfl . . .“ beginnt Franz, hält aber lachend inne, als er Mama's ängstlich erhobene Hand sieht.

„Schimpf doch nicht, Du bist ein ganz verfl . . .“ hier schluckt Papa auch am Worte, „geh' in den Stall und bestelle Jucko und Mascha!“ Dabei tut Papa einen mächtigen Zug aus seiner Pfeife.

Die Tanten seufzen resigniert.

„Um wie viel Uhr kann Marie hier sein?“ fragt Tante Gerta.

„Um vier Uhr. Aber welches Zimmer gebe ich ihr, Betty?“

„Das Canapé-Zimmer, denke ich.“ Das Zimmer ist sogenannt, weil ein Riesen-Sopha, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, darin steht.

„Ja, dann muss man alles zurecht machen. Ich denke, Ellinor schläft auch dort, was meinst Du, Betty?“

„Natürlich. Aber, was machst Du denn, Gerta?“

Tante Gerta zählt eifrig etwas an den Fingern ab und murmelt dazu,

„Ich zähle nach, wie viel Stunden der Tag hat“, sagt sie.

„Verrückte Wirtschaft!“ ruft Papa und geht aus dem Zimmer. Franz folgt ihm.

„Zwölf Stunden hat der Tag, das musst Du doch wissen!“ sagt Tante Betty.

„Ja, aber nun ist es anders!“

„Seit wann denn?“

„Ja, ja, Betty. Sieh doch: um vier Uhr kommen sie an, bleiben bis übermorgen drei Uhr, also, von vier bis drei —“

„Das ist doch ganz einerlei, von wann an Du rechnest!“

„Sieben-und-vierzig Stunden sind sie also hier“, fährt Tante Gerta unbeirrt fort, „davon schlafen sie —“

„Ja, was hat das denn für einen Sinn, das alles auszurechnen?“ fragt Tante Betty.

„Ich möchte ihren Tag ein wenig eintheilen, denn jede von uns wird sie doch gern allein genießen wollen!“

„Das ist schon richtig“, meint Mama, „wir werden ja alle zusammen sein, und doch wird jede sie auch allein sprechen wollen!“

„Rechne es dann allein aus, Gerta. Ich gehe nach oben und mache das Zimmer zurecht“, sagt Tante Betty aufstehend. Mama folgt ihrem Beispiel.

„Wovon war eigentlich die Rede?“ fragt Tante

Elfriede, die die ganze Zeit still dabei gesessen hat, aber mit einem Gesichtsausdruck, als beschäftige sie ein ausserordentlicher Gedanke.

Tante Gerta erklärt ihr alles.

„Danke, danke“, sagt Tante Elfriede, „ich gehe aber jetzt in den Garten, um Blumen zu pflücken.“

„Ach, Elfriede, ich wollte ja auch gerade Bouquets machen!“ ruft Tante Gerta bedauernd.

„Mach' nur so viele, wie Du willst, ich brauche die Blumen zu etwas Anderem!“

„Aber wozu denn?“

„Hm! hm!“ macht Tante Elfriede geheimnissvoll und trippelt davon.

„Lass' mir die Bellis, liebe Gerta, alle anderen Blumen kannst Du nehmen, aber lass' mir die Bellis!“

Tante Gerta sieht ihr erstaunt nach, fährt jedoch dann in ihrer Berechnung fort.

Oben im Gastzimmer fegt und wischt Tante Betty; sie hat sich eine grosse, weisse Schürze vorgebunden und ist in ihrem Element. Von Zeit zu Zeit kommt Mama und bringt Kissenschleier, Handtücher und Seife. Endlich glänzt und strahlt alles, und Tante Betty ist befriedigt.

„So, jetzt kann ich in die Milchammer gehen!“ sagt sie, bindet ihre Schürze ab und geht. Auf diesen Moment haben Tante Elfriede und Tante Gerta schon

lange gelauert. Zuerst schleicht sich Tante Gerta schüchtern in's Zimmer. Sie bringt zwei Blumenvasen mit schönen Bouquets darin und stellt sie auf den Toilettentisch. Dann sieht sie sich nach der Wasserkaraffe um und legt das dritte kleine Bouquet in's Glas, das bei der Karaffe steht. So — jetzt hole ich das andere!

Kaum ist sie weggegangen, so erscheint Tante Elfriede. Sie hält ihre Schürze behutsam fest und sieht sich rechts und links um. Sie kann ruhig sein — sie ist allein. Liebevoll sieht sie in ihre Schürze hinunter, die mit rosa Bellis gefüllt ist. „Es wird eine hübsche Überraschung werden“, flüstert sie. Sie tritt an das eine Bett und nimmt vorsichtig den Kissenschleier fort. „Es wird sich reizend machen, wenn ich ihnen Sprüche aus Bellis auf die Kopfkissen zurecht lege! Aber was nehme ich nur: Deinen Eingang segne Gott! oder Willkommen! und für Ellinor: Sah' ein Knab' ein Röslein stehn? Ach nein, das ist alles zu lang; aber was dann? Glückauf! Ehrlich währt am längsten! Nein, nein, das ist nicht zart und poetisch genug. Aber was dann?“ Aha — sie hat einen Gedanken!

Nun setzt sie sich auf's Bett und versucht die Blumen, die sie von den Stengeln trennt, so zu legen, dass sie Buchstaben bilden. Sie fängt bei Marie's Kopfkissen an und schreibt: „Sei gegrüsst!“

Da öffnet sich die Tür und Tante Gerta schleicht herein. Elfriede schreit leicht auf.

„Nun, es schadet ja nichts, wenn ich es sehe“, beschwichtigt Tante Gerta und tritt neugierig näher. „Ich bin doch nicht diejenige, die überrascht werden soll.“

„Ja, ja, aber . . .“

„Was machst Du denn da?“

„Kannst Du nicht lesen?“

„Ja. Da ist zuerst eine grosse Acht, dann eine . . .“

„Was? das ist doch ein S!“

„Ah so! und dann, ach ja, es sind Buchstaben. Jetzt sehe ich: Sei gegrüsst!“

„Nicht wahr? ist das nicht sinnig?“

„Ja — aber wenn sie nun schlafen gehen?“

„Das müssen sie schon selbst wissen, ob sie die Kopfkissen weglegen und andere nehmen oder . . . Aber ist das nicht poetisch?“

„Ja, aber was wird Betty dazu sagen?“

„Betty? Was wird Betty dazu sagen, dass Du die Trinkgläser mit Blumen füllst?“

„Das ist etwas Anderes.“

„Was hast Du denn noch in der Hand, Gerta?“

„Ein Erbauungsbuch, eine gehäckelte Tischdecke und eine Flasche Baldrian.“

„So, so.“ Tante Elfriede geht zum anderen Bett und schreibt dort: „Du holde Schöne!“ auf's Kopfkissen.

„Findest Du es nicht kalt hier?“ fragt Tante Gerta.

„Ja, schliesse nur das Fenster, ich bin fertig!“

Während Tante Gerta das Fenster schliesst, zündet Tante Elfriede ein Licht an, nimmt ein Räucherpapier aus der Tasche und räuchert. Tante Gerta wendet sich um, sie kann diesen Geruch nicht vertragen, sie findet ihn so exotisch.

„Aber Elfriede!“

Tante Elfriede lässt sich nicht stören. Schliesslich löscht sie das Licht aus, sieht sich höchst befriedigt im Zimmer um und geht hinaus.

Wie sie gerade die Treppe hinunter geht, sieht sie Tante Gerta noch einmal in's Gastzimmer schlüpfen.

„Was denn noch, Gerta?“ ruft sie. Tante Gerta giebt keine Antwort. Im Zimmer angelangt, verspritzt sie eine Flasche Lavendel-Wasser. „Das ist ein guter Geruch aus alter Zeit, denkt sie, dann geht auch sie hinunter.

Und nun duftet das Zimmer erwartungsvoll den Dingen entgegen, die da kommen sollen.

Nun sitzen sie alle unten im Saal.

„Ist das Zimmer auch in Ordnung?“ fragt Papa auf und ab gehend.

„Ja“, sagt Tante Betty.

Tante Elfriede und Tante Gerta blinzeln sich zu. Tante Betty, die das bemerkt, wird misstrauisch. „Als ich es verliess, war es in Ordnung!“ sagt sie.

„Horch!“ ruft Mama, „rollte da nicht etwas?“

Alle horchen. Da erscheint Franz.

„Franz, hörst Du, sie kommen!“ ruft Tante Gerta. Alles ist mäuschenstill.

„Es ist ja der Wind!“ sagt Papa.

„Nun Gerta“, fragt Tante Betty etwas spitz, „wie blieb es denn mit Deiner Stundenberechnung. Wer hat denn Marie ganz zuerst?“

„Wieder dieser Unsinn!“ rief Papa.

„Zuerst essen wir doch zu Mittag!“ sagt Tante Gerta.

„Ist das auch vorherbestimmt, wer mit ihr beim Mittagessen sprechen darf?“ fragt Franz.

„Aber hört nur, da rollt etwas!“ ruft Tante Betty. Papa bleibt vor Gerta stehen:

„Wer hat denn Marie vom Mittag bis zum Abend?“

„Ich dachte, da Marie und ich . . . da wir doch immer am Meisten zu teilen hatten . . . dass ich diese Stunden habe!“ sagt Tante Gerta errötend.

„Doch nun!“ ruft Mama, „da rollte wirklich etwas, das sind sie!“

Man hört in der Tat das Rollen einer Equipage, alle treten auf die Treppe hinaus. „Sie kommen, sie kommen!“

Da biegt eine Equipage um die Ecke, aber mit drei Pferden bespannt. Franz, der ganz vorn steht, dreht sich lachend um: „Pastors kommen!“ ruft er.

„Himmel!“ seufzt Tante Gerta, „gerade heute!“

Tante Elfriede aber zieht ihr Taschentuch heraus und winkt, in der festen Überzeugung, es wäre Marie.

„Willkommen, willkommen in der alten Heimat!“ ruft sie.

Der Wagen hält.

„Wie war die Reise?“ fragt sie, noch immer winkend.

Franz aber wendet sich zu Tante Gerta: „Jetzt bist Du doch hineingefallen mit Deiner Berechnung. Du hattest die Stunden nach Tisch und jetzt müsst ihr doch alle zusammen bleiben, da — Pastors kamen!“

---

### III.

Marie war schon lange weggefahren, aber Ellinor blieb noch auf unbestimmte Zeit. Heute war ein merkwürdiger Tag. Es hatte am Vormittag angefangen zu regnen und regnete fort bis Mittag.

Beim Mittagessen war Papa in der furchtbarsten Laune.

„Natürlich regnet es, weil Heu gemacht wird! Das ist Eure gütige Vorsehung!“ fuhr er die Tanten an.

„Der liebe Gott kann nicht auf alles Rücksicht nehmen!“ sagte Tante Gerta schüchtern.

Na — aber das wäre doch . . . Das ist wahr, die Vorsehung und die Landwirtschaft sind sich von jeher in die Haare geraten.“

„Merkwürdig“, sagte Mama, die gern das Gespräch ablenken wollte, „das Barometer stieg doch.“

„Das ist auch wieder so eine witzige Einrichtung“, polterte Papa, „rein ausgedacht, um alte Leute an der Nase herumzuführen! Das Barometer oben ist eben nicht in Ordnung!“ Dabei zeigte Papa in die Höhe und warf einen grimmigen Blick zu den Tanten hinüber.

Diese, die sonst gegen solche Ausfälle energisch zu Felde zogen, schwiegen heute still. Woher?

Sie sahen sich an. Tante Gerta blinzelte bald Tante Betty, bald Tante Elfriede zu.

Es herrschte eine ahnungsvolle Schwüle, nur Mama war vollständig ahnungslos, sie merkte nichts.

Aber die Tanten merkten etwas!

Franz, der sonst einen sehr grossen Appetit hatte, ass heute nichts. Ellinor hatte brennend rote Wangen und sah beständig auf ihren Teller hinunter. Das alles war sehr merkwürdig — verdächtig, meinte Tante Gerta.

Es kam keine rechte Unterhaltung zu Stande. Nach dem Essen erklärte Papa, er werde dieses Hunde-Wetter verschlafen, und zog sich zurück.

Die Tanten gingen auch in ihre Zimmer, um ein Nachmittagsschläfchen zu halten. Nur Tante Gerta blieb noch im Saal. Mama befand sich im Zimmer neben dem Speisezimmer und empfing Wäsche. Dann durfte kein Mensch sie stören, denn die Stunden,

die sie am Wäscheschrank verbrachte, zählte sie zu den wichtigsten ihres Lebens.

So schlich Tante Gerta denn noch umher und suchte nach der fehlenden Nummer eines Journals. Im Saal war die Nummer nicht, im grünen Zimmer auch nicht; sie fehlte und — Franz und Ellinor fehlten auch. Ob sie nicht alle drei im roten Salon anzutreffen waren? Sie ging dorthin, an der Tür blieb sie jedoch wie versteinert stehen. Sie unterdrückte einen lauten Ausruf, machte eiligst kehrt und lief, so schnell sie vermochte, die Treppen hinauf in ihr Zimmer. Denn was hatte sie gesehen?

Oben angekommen, fiel sie erschöpft in einen Lehnstuhl.

Tante Betty kam aus ihrem Zimmer, das nebenbei lag; als sie Gerta's Aufregung sah, fragte sie erschreckt:

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Etwas Schreckliches!“ rief Tante Gerta.

Nun kam auch Tante Elfriede dazu.

„Was ist da?“

„Was ist denn, so sprich doch!“ schrie Tante Betty.

„Man muss nach dem Arzt schicken!“ rief Tante Elfriede. „Sie hat einen Herzkrampf!“

Da richtete Tante Gerta sich auf.

„Oh diese Welt, diese Welt!“ rief sie klagend.

„Was ist denn?“ riefen die anderen.

„Denkt Euch nur“, sagte Tante Gerta, „der Franz, der Junge . . . Oh, es ist schrecklich —“

„Ist er tot?“ schrie Tante Elfriede.

„Viel schlimmer! er hat . . . er hat eben, ich sah es, die Ellinor geküsst!“

„Gott sei Dank!“ rief Tante Elfriede.

„Was?“ sagte Tante Betty, „darüber freust Du Dich?“

„Nun ja . . . wenn er noch lebt und es nichts Schlimmeres ist!“

„Hast Du das wirklich gesehen?“ fragte Tante Betty.

„Ja, ja, schwarz auf weiss!“ rief Tante Gerta aufgeregt.

„Das muss ich sagen!“ sagte Tante Betty. „Gewickelt hab' ich den Jungen und jetzt küsst er mir nichts, dir nichts ein Mädchen ab!“

„Ich sehe darin nichts Schlimmes!“ wagte Tante Elfriede einzuwenden. „Er wird in der nächsten Woche vier und zwanzig; sie lieben sich — in Romanen pflegt man sich doch auch zu . . . küssen!“

„Aber Elfriede!“ rief Tante Gerta. „In alter Zeit sprach ein junger Mann oder besser noch, sein Vater, bei den Eltern des Mädchens an, und nun küsst ein junger Mann ein junges Mädchen, ohne verlobt zu sein. Denn was die Kinder da unter einander abgemacht haben mögen, das gilt doch selbstverständlich nichts!“

Tante Elfriede seufzte traurig, Tante Betty sagte in weicherem Ton, als sie für gewöhnlich sprach:

„Und die gute Anna merkt natürlich nichts!“

„Sie ist viel zu gut dazu, und wir dürfen es ihr auch nicht sagen!“ meinte Tante Gerta.

Und nun wurde lange Zeit hin und her disputiert, ob man es der Mama sagen solle, oder nicht? Endlich entschloss man sich, es zu verheimlichen. Dann zog sich jede in ihr Zimmer zurück und versuchte zu schlafen.

Eine halbe Stunde vor der Kaffemahlzeit versammelten sich alle unten. Mama kam auch, sie hatte nach der Wäsche-Revision ein wenig ansgeruht.

Papa las in seinem Arbeitszimmer, kam aber ab und zu und machte einen Witz. Es hatte aufgehört zu regnen, und seine Laune hatte sich ebenfalls aufgeklärt. Franz und Ellinor waren auch da. Sie setzten sich möglichst weit von einander und bildeten sich ein, dadurch alles getan zu haben. Aber ihre Augen trafen sich fast beständig und redeten eine deutliche Sprache. In den ihren lag etwas Ängstliches, denn Franz hatte gesagt, er wolle womöglich gleich mit den Eltern sprechen. Seine Augen versuchten den ihren Mut zuzusprechen; aber er fühlte sich doch recht unbehaglich. Mit Mama würde es nichts sein, aber mit Papa war es schon schwerer; daher hielt er es für politischer, mit beiden zugleich zu sprechen.

Er wartete nur auf einen günstigen Moment, denn er wollte, es solle den Tanten nicht auffallen, wenn er die Eltern abriefe.

„Ellinor“, sagte Mama, „die Kaffemaschine steht auf dem Tisch, willst Du den Kaffee kochen?“

Ellinor stand mit einem Seufzer der Erleichterung auf und ging. Nach kaum zwei Minuten murmelte Franz, er müsse ihr etwas sagen, und ging ihr nach in's Speisezimmer.

„Vielleicht will er ihr helfen, den Kaffee zu kochen“, sagte Tante Gerta, die den dunklen Drang in sich fühlte, für die Kinder zu verantworten und alles in ein möglichst harmloses Licht zu stellen.

Mama lachte. „Das würde etwas Schönes werden! Sie schwatzen wohl nur so, wie immer!“

„Natürlich schwatzen sie wie immer“, sagte Tante Betty kurz angebunden.

„Ich sagte ja auch garnicht . . .“ begann Tante Gerta. Tante Betty gab ihr ein Zeichen aufzuhören.

„Wie lange bleibt Ellinor noch?“ fragte Tante Elfriede.

„Hoffentlich recht lange!“ meinte Mama.

„Und Franz wird wirklich nicht mehr studieren?“ fragte Tante Gerta feierlich.

„Papa wünscht, dass er hier bleibt, um ordentlich die Landwirtschaft zu erlernen. Er hat lange genug auf der Universität gebummelt.“

„Das stimmt!“ meinte Tante Betty.

„Natürlich wird es ihm langweilig sein, mit uns alten Leuten allein zu bleiben.“

„Aber wenn Ellinor . . .“ begann Tante Gerta.

„Das ist es eben!“ unterbrach sie Mama. „Deshalb hoffe ich, dass sie recht lange bleibt, dann hat der arme Junge es nicht so öde mit uns allein!“

Tante Gerta seufzte hier tief auf. Heilige Unschuld! dachte sie. Die anderen Tanten schwiegen. Nach einiger Zeit sagte Tante Betty.

„Marie wird Ellinor wohl bald genug fortnehmen!“ Sie hatte natürlich im Stillen beschlossen, an Marie zu schreiben, um ihr das Ereigniss mitzuteilen.

„Von so jungen Dingen sollten die Mütter sich nicht auf so lange Zeit trennen!“ sagte Tante Betty kategorisch.

„Warum?“ fragte Mama erstaunt.

„Die Luft hier bekommt ihr auch nicht!“ meinte Tante Elfriede träumerisch.

„Wieso?“ fragte Mama noch erstaunter.

„Bekommt ihr nicht!“ wiederholte Tante Elfriede und sah dabei ganz abwesend aus. Tante Gerta zupfte sie am Kleide und schüttelte mit dem Kopf.

„Nun, nun!“ sagte Tante Elfriede, „warum soll ich das nicht sagen, das ist doch kein Geheimniss!“

„Ich glaube es aber garnicht!“ meinte Mama. „Ellinor geht es ganz gut, sie erholt sich hier sogar, finde ich!“

Nun sah Tante Betty stirnrunzelnd zu Tante Elfriede hinüber, um einer etwaigen Wiederholung vorzubeugen. Sie erreichte aber gerade das Gegenteil.

„Das ist doch garkein Geheimniss!“ sagte Tante Elfriede und sah sich mit unschuldigen Augen um.

„Warum soll es denn ein Geheimniss sein, wir haben überhaupt keine Geheimnisse!“ rief Tante Gerta.

„Man sollte fast glauben, Ihr hättet eins!“ sagte Mama; sie sagte es nur, um die Schwägerinnen zu necken, aber diese fuhren auf.

„Ein Geheimniss? Unsinn!“ rief Tante Betty.

„Gewiss nicht, liebe Anna, gewiss nicht!“ beteuerte Tante Gerta.

„Ein Geheimniss? Oh nein, arme Anna!“ sagte Tante Elfriede stimmungsvoll.

Nun wurde die Sache Mama doch verdächtig.

„Irgend etwas habt Ihr aber!“ sagte sie, alle der Reihe nach ansehend.

„Unsinn!“ sagte Tante Betty. „Ob der Kaffe bald fertig ist?“

„Was kann es nur sein?“ fragte Mama nachdenklich.

„Nichts, nichts, es ist wirklich nichts Besonderes!“ rief Tante Gerta.

Hier seufzte Tante Elfriede schwer auf.

„Was habt Ihr nur!“ sagte Mama unruhig, „ist Euch etwas Unangenehmes passiert?“

„Die Welt ist schlecht!“ seufzte Tante Elfriede.

Nun wurde Tante Betty ärgerlich.

„Hör' jetzt auf, davon zu sprechen!“ rief sie.

„Aber liebe . . .“

„Still!“

„Ich fing ja garnicht an . . .“

„Ja, ja, Du fängst an!“ sagte Tante Gerta.

„Ihr Beide!“ rief Tante Betty.

„Ich nicht . . .“ begann Tante Gerta. Als sie aber Annas erstaunte grosse Augen sah, brach sie in Tränen aus.

„Die Arme, die Arme!“ rief sie.

„Es ist wirklich ganz unglaublich!“ rief Tante Betty sehr heftig, „nicht einen Augenblick könnt Ihr still sein.“ Tante Gerta weinte herzerbrechend, und Mama, die sehr erschreckt war, versuchte, sie zu trösten.

In diesem Augenblick trat Franz in's Zimmer.

„Was ist hier los?“ fragte er erstaunt.

„Du fragst noch!“ rief Tante Betty.

„Ist es etwas mit Franz?“ rief Mama.

„Ach, ach, frag' nicht!“ schluchzte Tante Gerta. Franz trat näher.

„Was hat sie, Tante Betty?“

Aber Tante Betty kehrte ihm schnell den Rücken zu.

„Nun, wenn Ihr alle so unliebenswürdig seid“, rief Franz, der selbst sehr aufgeregt war, „dann macht was Ihr wollt. Mama, kannst Du nicht einen Augenblick in Papas Zimmer kommen, ich möchte mit Dir sprechen?“

Mama sah seine Erregung, schüttelte den Kopf und erhob sich. Sie sagte sich, dass das alles wohl in irgend einem Zusammenhange stünde, aber sie begriff noch immer nicht.

Da trat auch Papa aus seinem Zimmer.

„Donnerwetter!“ rief er, als er die allgemeine Aufregung sah.

„Ich bin garnicht Schuld!“ rief Tante Gerta und schüttelte ihr nasses Taschentuch, um sofort wieder heftig hineinzuweinen.

„Ich doch wohl nicht etwa?“ fragte Tante Betty ingrimmig.

„Ich am wenigsten!“ entschied Tante Elfriede sanft.

„Du, Du warst es, Du sagtest es . . . ja Du . . .“ Papa schmunzelte, er überhörte, dass Franz ihm sagte, er wolle mit ihm sprechen. Er stand da und amüsierte sich köstlich über die Tanten. Mama aber wurde es unheimlich.

„Was ist es denn eigentlich?“ fragte sie Franz.

„Ich weiss nicht, was die Tanten haben, aber ich habe Euch etwas zu sagen“, sagte er. „Bitte kommt doch schnell.“

Indessen hatte niemand bemerkt, dass leise, leise ein Wagen angerollt war. Die Insassen waren ausgestiegen, hatten ihre Mäntel im Vorzimmer abgelegt und traten nun in den Saal ein.

Freundlich lächelnd, ein Bild vollständiger Ahnungs-

losigkeit, standen sie in der Thür; sie gerieten in ein Meer von Aufregung, aber die Wogen erreichten nicht ihre harmlose Ruhe.

Die Tanten richteten sich auf, Tante Gerta lief davon, um ihr verweintes Gesicht zu verstecken.

Mama unterdrückte einen Seufzer und ging den Gästen entgegen.

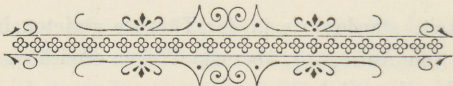
In der Thür zum Speisezimmer prallten Tante Gerta, Franz und Ellinor zusammen.

„Nun?“ fragte Ellinor sehr erregt.

Franz lachte ingrimmig auf und rief:

„Pastors kamen!“





## Auf der Hochzeitsreise.

---

Der Ring der Nibelungen sollte im Berliner Opernhause aufgeführt werden. Heute Abend fand die erste Vorstellung, Rheingold, statt.

Das Gas war so tief herabgeschraubt, dass der grosse Raum beinahe dunkel erschien und der einzelne Mensch mit der gleichförmigen, düsteren Masse der Zuhörer verschmolz.

Die Klänge einer erregenden Musik durchbrausten das stille Haus. Sie wuchsen zu einer Tonfülle an, dass sie den engen Raum zu sprengen schienen, und sanken herab zu einem berückenden Piano. Frei, als wären sie keinerlei Gesetzen unterworfen, suchten und fanden sie sich in ewigem Wechsel.

Den Hörer erfasste staunende Erregung, die zu völliger Hingabe an die Musik heranwuchs; man versank im unsichtbaren Zauberreich der Töne, wie in den sonnendurchwobenen Fluten des Meeres.

In der Fremdenloge sassen nur zwei Menschen, die durch ihre abgesonderte Stellung auszudrücken schienen, dass sie sich in jedem Falle als berechtigt selbständige Wesen von der grossen Menge loslösen würden. Es ist ein junges Paar auf der Hochzeitsreise.

Die schöne junge Frau hat eine Fülle kleiner dunkler Locken, die Stirn und Schläfen umspielen, feingezeichnete Brauen, einen matten Teint und grosse blaue Augen, in denen etwas Verlorenes, Gespanntes liegt. Sie sieht oft an dem vorbei, mit dem sie spricht, mit solchem Ausdruck, dass man sich erstaunt umsieht, um zu erspähen, was diese Augen so beschäftigt. Nur wenn sie lacht, verschwindet dieser Ausdruck ganz.

Sie hat ein weisses Kleid an, das, leicht ausgeschnitten, Hals und Nacken frei lässt. An der Brust trägt sie einige Marechal-Niel-Rosen. Sie ist sehr aufmerksam und beugt sich weit vor. Sie möchte am liebsten alles übersehen und setzt daher nie das Opernglas vor die Augen. Wie heiss hat sie immer gewünscht, diese Oper zu hören. Sie schwärmt für Musik, wie für alles, was schön ist; ja, es liegt eine gewisse Exaltation in ihrer Begeisterung.

Das junge Paar ist allein in der tiefen Loge. Walter sitzt hinter seiner jungen Frau und hat den Arm leicht auf die Lehne ihres Sessels gestützt. Er bewundert ihren reizenden Halsansatz und alle die koketten, kleinen Löckchen auf dem weissen Nacken.

Hin und wieder sieht er auch zerstreut auf die Bühne; von der Musik hört er nur wenig. Er befindet sich augenblicklich in einer wohlthuenden, verliebten Apathie.

Das ganze Theater ist ihm gänzlich gleichgiltig, er ist auch nur hergekommen, weil „die Kleine“ so für Wagner schwärmt. Eigentlich ist ihm das unbegreiflich! Es ist auch allmählich Zeit, dass der erste Act zu Ende wäre! Er nimmt die Affiche und liest; da steht aber nicht, wie viel Acte die Oper hat. Nun, dann wird es wohl nicht mehr lange dauern.

„Marguerite!“ flüstert er.

Sie wendet sich schnell um: „Nun?“

„Ist es ein Einacter?“

„Was? — Ach so, nein, aber es geht ohne Pausen weiter!“ Sie sieht wieder auf die Scene.

„Dauert es noch lange?“ fragt er wieder.

„Ach“, sagt sie etwas ungeduldig, weil sie wieder gestört wird; sie ist ein wenig rot geworden, und eine kleine Falte tritt zwischen die Augenbrauen. — „Ich weiss das nicht!“ — Dann existiert sie wieder nur für die Musik.

Walter unterdrückt ein halb humoristisches, halb resignirtes Gähnen und sitzt wieder apathisch da. Er ist ein wohlaussehender Mann im Anfange der dreissig. Kurzgeschorenes, helles Haar, gestutzter Vollbart, blaue, dunkle, glänzende Augen; es ist ein liebenswürdiges Gesicht. Walters Erscheinung ist sehr

aristokratisch, seine Bewegungen sind ruhig und selbstbewusst.

Ja . . . aber soll er nun ewig hier sitzen und den Rücken seiner Frau anstarren? Das wird selbst dem Verliebtesten zu viel. Er ist wohl leidenschaftlich, aber niemals sentimental.

„Ich will hinaus, um einen Augenblick zu rauchen!“ sagt er ihr. Sie nickt, und er tritt aus der Loge. Er geht im Korridor auf und nieder und raucht. Hier hört man fast nichts von der Musik, höchstens ein zusammenhangloses Geräusch und dazwischen die Stimme einer Sängerin, die das Orchester überschreien muss.

Unbegreiflich, wie Marguerite das verträgt, denkt er, sie, die doch so zart ist. Ich werde nervös und ungeduldig, aber sie hält alles aus, was mit der Kunst in Verbindung steht. Gemälde-Galerien zum Beispiel. Stundenlang kann sie die schrecklichsten alten Bilder mit den verrenktesten Gestalten darauf ansehen . . . Das Beste ist, ich bringe meinen Schatz an einen schönen, stillen Ort, wo nur Natur ist, keine Wagnerschen Opern, keine Museen und Gallerien. Ja, das werde ich thun, auf einer Hochzeitsreise, denke ich, soll doch schliesslich der Mann der Frau die Hauptsache sein . . .

Er geht nach längerer Zeit zurück in die Loge. Marguerite hört die Tür gehen, nimmt aber absichtlich keine Notiz davon.

Sie bemerkt nicht einmal, dass ich zurückkomme, denkt er, so beschäftigt sie dieser Wagner!

Endlich ist die Oper aus. Er steht erleichtert auf. Marguerite ist doch etwas abgespannt, sie ist blass geworden, und in ihren Augen glänzen Tränen. Die Musik hat sie so berauscht, dass sie gar nichts sagen kann. Es ist einer jener Momente des Aufgehens der eigenen Persönlichkeit in der Kunst, ein schöner Augenblick, in dem man sich frei und losgelöst fühlt von allen Fesseln.

Walter hüllt sie sorgfältig in ihren Mantel, bindet ihr einen seidenen Shawl um den Kopf und reicht ihr den Arm.

„Gott sei Dank“, sagt er, „dass es zu Ende ist; ich bin furchtbar hungrig und freue mich auf's Essen.“

Sie ist ein wenig verletzt. „Auf's Essen!“ ruft sie.

Er beachtet das nicht. Sie müssen durch's Gedränge. Es fällt ihr auf, wie ruhig und sicher er sie hindurchführt, wie unwillkürlich die Leute vor seiner imponirenden Gestalt ausbiegen.

Walter winkt einen offenen Wagen heran und hebt sie hinein. Sie fahren schnell unter den Linden dahin, unhörbar rollt der Wagen auf dem Asphalt, man hört nur das Aufschlagen der Hufe. Eine Menge Menschen sind noch auf der Strasse.

„Sieh!“ sagt Walter, „das hier links ist das Café Bauer. Alle diese lustigen Berliner sind mir sehr

sympathisch, ich kenne Berlin ganz gut — von jeder Seite.“

Marguerite sieht aufmerksam umher: „Was mögen nur alle Leute nach dem Theater machen?“ fragt sie nachdenklich.

„Sie gehen zum grossen Teil in Restaurants, Bierhallen, Cafés und amüsieren sich weiter.“

„Ist das denn so amüsanter?“

„Es kommt darauf an. Vielen Damen gefällt es sehr. Du würdest es unangenehm finden — und das ist auch das Sympathischere.“

Der Wagen hielt an. Sie hatten mehrere Zimmer im Hôtel inne. In dem grössten war ein kleiner, gemütlicher Tisch mit zwei Couverts gedeckt. Es sah hell und wohnlich aus, auch ein Flügel stand hier. Nachdem sie ihre Mäntel abgenommen hatten, blieb Marguerite nachdenklich stehen und zog langsam ihre langen Handschuhe aus. Da trat Walter schnell zu ihr und umarmte sie. Dieses Stürmische liebte sie an ihm. Er küsste sie mehrere Mal rasch nach einander. „Nach so langer Zeit!“ sagte er; darüber musste sie lachen.

„Ich werde jetzt schellen und sagen, dass das Essen gebracht wird.“ Damit ging er in das Nebenzimmer.

Marguerite trat an den Flügel und setzte sich. Sie hob den Deckel auf und begann das Lied der Rheintöchter nachzuspielen. Sie hatte einen weichen, sehr individuellen Anschlag und spielte schön.

Bald darauf kam Walter zurück und blieb an der Tür stehen. Genau so, wie sie eben da sass, genau so hatte er sie zum ersten Mal gesehen und sich gleich in sie verliebt. Etwas unerklärlich Fesselndes war es für ihn, wenn er sie so sah; er hörte garnicht darauf, was sie spielte, aber er beobachtete ihren wechselnden Gesichtsausdruck und wartete nur darauf, dass sie die Augen aufschlagen würde, um ihn anzusehen. Da hob sie die Augen — wie damals! Es war ein traumverlorener Blick; er kannte ihn. Dieser Blick machte ihn glauben an eine höhere Welt, als die, für die er lebte. Er kam bis an die Pforten jener Welt, aber er kam nie hinein — da musste sie, seine kleine Frau, die ihm in solchen Momenten ein höher geartetes Wesen zu sein schien, schon zu ihm herauskommen.

Ihre Blicke trafen sich; da änderte sich der Ausdruck ihres Auges, er wurde tief und warm, und schnell trat sie auf ihren Mann zu, legte beide Arme um seinen Hals und küsste ihn.

„Weisst Du, woran ich erinnert wurde?“ fragte er.

„An den Abend, an dem wir uns kennen lernten?“ fragte sie.

„Ja.“ — Er legte den Arm um ihre Schultern und führte sie zu einem Lehnstuhle. Er setzte sich hin und zog sie auf seine Kniee.

„So standest Du in der Tür, Walter, und als ich aufsaß, begegnete ich Deinem Blick; es lag etwas

darin, das mich befangen<sup>m</sup> machte. Mehrere Herren kamen zu mir und sagten mir Complimente über mein Spiel. Du kamst nicht — sondern unterhieltest Dich liebenswürdig mit anderen Damen. Endlich tratest Du auf mich zu, und ich hatte das Gefühl, als ob ich Dich schon lange gekannt hätte. Du engagiertest mich zum Souper. Du sagtest aber nichts über mein Spiel, und darüber sprach doch jeder Mensch sonst mit mir. Ich wurde etwas ungeduldig und . . .“

„Und Du fragtest: Sind Sie musikalisch?“

„Und Du sagtest: Nein, gnädiges Fräulein, ich bin total unmusikalisch!“

Wie oft haben sie sich das alles nicht schon erzählt, aber es ist jedesmal von demselben Interesse. Alle Liebenden sprechen gern von der Zeit, wo sie sich noch fremd waren.

„Als ich das sagte, sahst Du mich mit ganz erschreckten Augen an. Du sahst dabei so reizend aus und ich dachte . . .“ hier hielt er inne und küsste sie wieder.

„Was dachtest Du? Ich war ja erstaunt, Walter. Ich dachte, warum hat er Dich denn so gespannt angesehen die ganze Zeit . . . Warum?“

„Ich erriet, dass Du das dachtest“, lachte er, „und ich sagte mir: dieses reizende Mädchen ist doch im Grunde ihres Herzens vollständig unbewusst . . .“

„Unbewusst, Walter?“

„Nun ja, Du musstest doch eigentlich wissen, wie reizend Du aussahst; dass Dein eigenartiges, träumerisches und dann wieder lebhaftes Wesen einen tiefen Eindruck machen musste.“

„Aber Walter, Du kanntest mich ja garnicht?“

„Vielleicht lernte ich Dich am Besten kennen, weil ich eben nur auf Dich achtete, Marguerite — ich bin ja unmusikalisch! Ich starrte Dich an, und Du kamst mir vor wie eine vornehme Gartenblume unter unansehnlichen Feldblumen!“

„Walter, Walter, das ist ja fast poetisch!“

„Ich mache vielleicht noch Fortschritte bei Deiner Erziehung“, sagte er, „denke Dir, welch' ein Erfolg, wenn ich einmal eine Wagnersche Oper anhörte, ohne zu gähnen und nachher etwas zu essen zu verlangen! Freilich, wenn auch ich so begeistert wäre, so liefen wir aufgeregt umher und verhungerten, während nun — nun ist es doch allerliebste so . . .“

Ein discretos Klopfen an der Thür unterbrach sie. Marguerite sprang auf, der Kellner mit dem Essen trat ein.

Nun sassen sie sich am kleinen Tische gegenüber. Der Sect perlte in ihren Gläsern. Marguerite stützte den Kopf in die Hand.

„Ach, es war doch grossartig! Es liegt etwas Berückendes in dieser Musik.“

Sie blickte auf und stockte sofort, als sie in seine gutmütig lachenden Augen sah.

„Nun“, fragte er, „warum sprichst Du nicht weiter?“

„Es langweilt Dich!“

„Wie könnte mich etwas langweilen, was Du sagst?“

„Du hörst ja garnicht . . .“

„Mein liebes, kleines Mädchen“, sagte er lächelnd und doch sehr ernst, indem er seine Hand auf die ihre legte, die mit der Messerbank spielte. Es hatte immer etwas Beruhigendes für sie, wenn seine grosse Hand auf der ihren ruhte, es war ihr dabei oft, als glätteten sich die Wogen ihres Inneren.

„Mich interessiert ja auch nicht immer die Sache, von der Du sprichst“, fuhr er fort, „aber Du selbst, wie Du es sagst . . . Nein, nein“, sagte er, als er sah, dass ein Schatten über ihr hübsches Gesicht zog, „ich spreche ganz ernst und Du musst mich verstehen, Deine Gefühle, Deine Auffassung, der wechselnde Ausdruck Deines Gesichts nehmen mein ganzes Interesse in Anspruch. Es ist ja auch Vieles angelernt und angefliegen, was Du sagst. Das ist oft so — das bist garnicht Du . . . Ich kenne ja mein kleines Mädchen und ich sehe so vieles Entzückende an Dir, was Du selbst nicht kennst . . .“

„Merkwürdig“, sagte sie und sah ihn nachdenklich an, „es ist merkwürdig . . .“

„Was, Marguerite?“

„Dass wir zwei gerade . . .“

„Dass wir uns lieben?“

„Ja — und nein! Ich habe das Gefühl, als wolltest und könntest Du mich in Vielem nicht verstehen, und doch denke und empfinde ich wieder: er versteht mich und kennt mich bis in die Falten meines Herzens . . . Aber wie bist Du dazu gekommen, Walter? Du nimmst etwas heraus aus mir und machst etwas aus mir, das niemand und am allerwenigsten ich selbst in mir gesucht hätte.“

Er sah sie einen Augenblick aufmerksam an, dann sagte er:

„Jetzt wollen wir nicht mehr philosophieren, Du bist ohnedies zu philosophisch. Glaube mir, ohne Philosophie ist das Leben leichter! Wollen wir anstossen — aber worauf?“

Sie schwieg, dann sagte sie lachend, ihr Glas erhebend:

„Auf gegenseitigen, guten Einfluss!“

Er stiess aber nicht an, sondern fragte nur:

„Wie könnte ich einen guten Einfluss auf Dich haben?“

„Indem Du mich einfach machst!“ sagte sie warm und dankbar.

Er zögerte noch immer. „Ich will darauf anstossen, Marguerite, dass Du einen guten Einfluss haben mögest auf mich und — dass Du geduldig sein mögest mit mir . . .“

„Nein, nein“, rief sie und setzte ihr Glas hin

„Ich wäre eine Närrin, wollte ich Dich anders. Du bist, wie Du bist!“

„Lauter Fehler, mit etwas Gutmütigkeit überlackiert“, sagte er.

„Unsinn! weisst Du, was Du bist?“

„Ja!“

„Nun?“

„Dein verliebter Mann!“

„Ach nein, Du bist . . .“

Er war aufgestanden und kniete neben ihr, sein Sektglas in der Hand haltend.

„Nun, was?“ fragte er.

„Du bist Ruhe — Ergänzung . . . doch Du wirst das wieder Philosophie nennen — Du bist“, — er legte den Arm um sie — „ach, Walter, Du bist eben ganz Du selbst!“

„Gieb mir einen Kuss, kleines Rätsel!“ bat er.

„Wenn Du gleich auf Deinen Platz zurückgehst —“

„Ja, ja . . .“

„Aber wir haben immer noch nicht angestossen!“ sagte sie, als er ihr wieder gegenüber sass.

„Wollen wir anstossen ohne Grund, denn das ist Grund genug, dass wir anstossen wollen“, sagte er.

Sie stiessen an.

„Ich trinke das ganze Glas aus und denke an Jemand . . .“ begann sie.

Er lachte: „Ich auch, ich auch — an ein reizendes . . .“

„Still, Walter!“

Er schenkte ihr noch Wein ein.

„Weisst Du was, Walter?“

„Nun?“

„Morgen Abend gehe ich wieder zu Wagner, aber Du kannst und sollst . . .“

„Was denn? zu Hause bleiben, Du kannst doch nicht allein . . .“

„Ich bitte die Tante Excellenz mitzukommen.“

„Und ich . . . was soll ich dann thun?“

„Du sollst — in's Ballet gehen!“

Er lachte hell auf.

„Reizend“, sagte er, „das ist zu nett — was für eine Idee! Aber ganz Du, ganz Du!“

Sie lächelte und blickte ihn an. In ihren Augen lag etwas tief Sinnendes.

War es die unbewusst auftauchende Frage, ob der Liebe die Macht eigen sei, mit unsichtbaren Zauberfäden auch dauernd Ungleiches zu verknüpfen?





## F r e i h e i t.

---

Sie sass tief in Gedanken versunken im Forum Romanum auf einem alten Marmorblock. Das perlgraue Seidenkleid legte sich knapp um ihre volle, gutgewachsene Gestalt, und der Hut mit den nickenden Federn beschattete ein wohlgeformtes Gesicht mit stahlgrauen, grossen Augen. Einige Schritte von ihr entfernt lag aufgeschlagen der Sonnenschirm, der mit leuchtend roter Seide überzogen war; sie hatte ihn heute am Corso gekauft, einer plötzlichen Laune folgend, scheinbar ihre Halbtrauer vergessend.

Es war ganz einsam auf dem Forum Romanum, denn es war um die Tageszeit, wo die vornehme Welt Corso fährt und sich auf dem Monte Pincio versammelt.

Nun gehörte das ganze, weite Reich der Vergangenheit, das ihr Auge überschaute, ihr allein.

Nur wer Rom kennt, kann wahrhaft den Zauber

verstehen, den dieser Augenblick sogar auf ihre, im Allgemeinen nüchterne Natur ausübte.

Es war etwas Fremdes, von Aussen Anströmendes, das ihr Herz mit einem schweren, satten Glücksgefühl erfüllte, und an dem sich ihre Seele, in tiefer Ruhe aufatmend, vollsog. Es war keine Bewegung von Innen heraus, es war ein Aufnehmen, und das war gerade das Schöne daran, das gab ihr ein Gefühl von Frieden, von tiefgefühlter Harmonie.

In diesem Augenblick glich ihre Seele einem schönen, formvollendeten Tempel, durch den die Geister aus alter Zeit, umweht vom Hauche ewiger Wahrheit, lautlos hindurchzogen.

Diese Gefühle konnten in der Art nur jemand bewegen, der abgeschlossen hatte mit der Aufregung des Lebens, und das hatte sie gethan.

Ihre Ehe, die in einem Rausch von Leidenschaft begonnen hatte, war allmählich zu jenem Zustande lauer Gewohnheitsliebe verflacht. Daher hatte der Tod ihres Mannes für sie auch mehr ein gewaltsames Herausreißen aus den gewohnten Bahnen bedeutet, als einen wirklich tiefen Schmerz.

Sie war oft geliebt worden und hatte selbst mehrere Mal geliebt. In ihrem Besitz befand sich ein ganzer Packen von zarten Briefen; auch Gedichte, die von dem handelten, was ihre stahlgrauen Augen angerichtet hatten. Jetzt allerdings mit ihren sechsund-

dreissig Jahren sah sie lächelnd auf alles das zurück und freute sich ihrer Herzensfreiheit. Es war ihr eine wahre Wonne zu glauben, sie sei nun endlich so weit, dass niemand sich mehr in sie verlieben werde.

Ihre Kinderlosigkeit und ein hübsches Vermögen ermöglichten es ihr, so recht nach Herzenswunsch zu reisen. Erst in den letzten anderthalb Jahren hatte sich ihre Persönlichkeit zu einem gefestigten Ganzen entwickelt. Ein sicheres Selbstbewusstsein durchdrang ihr Wesen, das von einem liebenswürdig auftretenden Egoismus erfüllt war. So führte sie ein angenehmes Leben und arbeitete unbewusst an der Vollendung ihrer Individualität. Sie fühlte sich nie einsam und wählte sich zu ihrem Verkehr nur diejenigen Menschen, mit denen sie harmonierte. Sie war also glücklich, aber selten empfand sie es derart, wie in diesem Augenblick.

Sie stand auf, ergriff ihren Sonnenschirm und begann langsam vorwärts zu gehen; ihre Augen waren gesenkt. Da bemerkte sie plötzlich den langgestreckten, tief violetten Schatten eines Mannes, und bald stand ihr der kluge Engländer gegenüber, der ihr Vis-à-vis an der table d'hôte war.

Es war ein zufälliges Begegnen, und er drückte seine Freude darüber aus, umsomehr, meinte er, als er einer Familienangelegenheit wegen heute abreisen müsse und doch vorher mit ihr sprechen wolle.

Sie sah mit schnellem Erstaunen zu ihm auf. Die

tägliche Unterhaltung mit ihm war ihr zur angenehmsten Gewohnheit geworden. Mit dem offenen Vertrauen einer Frau, das von vornherein jede Gefühlsannäherung ausschliessen sollte, war sie ihm entgegen gekommen. Und nun sollte dieser Verkehr so plötzlich abgebrochen werden? Sie sah bedauernd in sein durchgeistigtes Gesicht, das er von ihr abwandte. Er war lang und hager, und hell und elegant gekleidet. Das Parfüm, das er benutzte, war zart und schön; sie hatte einmal geäussert, es entspräche seiner ästhetischen Seele. Seine Ausdrucksweise verriet die sorgfältigste Bildung, und die ritterlich tactvolle Art, mit Damen zu verkehren, war der Ausdruck eines ungewöhnlich feinen Gefühls und edler Grundsätze.

Eine leise Schüchternheit kennzeichnete sein Wesen und gab ihm eine gewisse Anziehung für entwickelte, kraftvolle Frauen.

„Es thut mir sehr leid, dass Sie reisen“, sagte sie, „wirklich, es thut mir sehr leid!“

Er spielte mit dem dunklen, glatten Spazierstock und fragte etwas verlegen:

„Und Sie — bleiben Sie noch lange in Rom?“

Sie sah zu, wie er den Stock zwischen die Hände presste und dann wieder losliess, und seufzte dann tief auf, aber es war ein langsamer, zufriedener Seufzer.

„Ich kann ja überall so lange bleiben, als ich nur irgend will!“ sagte sie.

„Ja, so ist es!“ entgegnete er. „Und bald werde auch ich Ihnen nichts mehr sein, als eine schattenhafte Erinnerung, eine blosse Zufälligkeit!“

„Die Erde ist nicht gross, vielleicht begegnen wir uns noch einmal“, sagte sie ausweichend.

„Und so lange soll eine Welt uns scheiden? sollen wir leben, ohne etwas von einander zu erfahren?“

Er hatte sich ihr zugewandt und sah sie mit seinen braunen Augen an, in denen etwas schmerzlich Flehendes lag. Dieser Blick wirkte beengend auf sie, sie musste sich abwenden, und schnell waren ihr die Worte entschlüpft:

„Von einer Reisebekanntschaft darf man nichts Besseres verlangen!“

Er schwieg und senkte die Augen.

Ein kleines stechendes Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt. Wozu wollte er fort? Und wenn er verreisen musste, warum dann nicht lieber gleich ohne Abschied?

„Was halten Sie von einer Correspondenz?“ fragte er zögernd.

Im ersten Augenblick erschien ihr der Vorschlag verlockend. Aber da sah er sie wieder an, und eine unheimliche Ahnung stieg in ihr auf. Sie errötete und zögerte ebenfalls, dann aber zeigte sich ein energischer Ausdruck auf ihrem Gesicht, und sie fragte brüsk:

„Warum?“

Er schien enttäuscht.

„Warum? damit wir uns nicht ganz verloren gehen!“ sagte er.

Nun erkannte sie, dass es sich um die Entscheidung ihres weiteren Schicksals handle, und es war ihr, als stehe sie vor einer grossen Gefahr. Sie schwieg noch, denn sie wusste nicht, wie sie ihm antworten sollte.

„Nun?“ fragte er endlich leise, mit dringender Ungeduld.

Sie sah zu ihm auf mit ihren grossen, grauen Augen, gerade in die seinen hinein.

„Soll ich ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen?“

„Ich bitte darum!“

Nun schilderte sie ihm in lebhaften Farben die Schönheit ihres Seelenzustandes und alle die Empfindungen, mit denen sie soeben auf dem alten Marmorblock gesessen hatte, und dann fügte sie hinzu:

„Sie sagen, wir sollten uns nicht verloren gehen. Aber wissen Sie denn nicht, dass wir uns dann auf ewig finden müssten? Noch sind wir vielleicht beide im Stande, uns wieder vollständig frei zu fühlen. Aber wie lange würde das dauern bei einem fortgesetzten Verkehr? Aufregung, Unruhe würden meine Seele überfluten und mir wieder meine freie Ruhe nehmen, und das wäre dann die alte Geschichte. Ich würde es als Rückfall empfinden, während so . . . so

wird mir stets eine friedliche und schöne Erinnerung an Sie bleiben.“

Sie hatte ruhig und geläufig gesprochen, nur der letzte Satz kam etwas stockend heraus. Er hörte aufmerksam zu, und sein Gesicht wurde immer trauriger. Ihre Worte machten einen tiefen Eindruck auf ihn; einen tieferen Eindruck vielleicht, als sie auf einen Mann gemacht hätten, der weniger ideal gewesen wäre, und der die Frauen besser gekannt hätte. Er litt, aber er sagte nichts.

Sie sah ihn aufmerksam an, aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen. Sie wünschte fast, er möchte aufsehen und ein Wort sagen.

„Wenn wir weiter verkehren könnten“, sagte sie endlich, „wie zwei Freunde, aber das geht ja nicht! Unser Verkehr war ganz gurchgeistigter Natur, aber wir beide wären doch nie im Stande gewesen, eine platonische Freundschaft zu erhalten, nicht wahr?“

„Sie haben ganz Recht!“ sagte er nur leise. Sie sah schnell zu ihm auf, erstaunend über die Resignation, die aus seiner Stimme klang.

„Sie wissen also“, sagte sie, „wie die Zukunft sich gestalten würde. Sie wissen aber auch, was mir an meiner Ruhe liegt...“ Sie brach ab, denn er sah sie wieder an.

Diese tiefen, klaren und traurigen Augen brachten sie aus der Fassung; er mochte fühlen, dass sein Blick

sie verwirrte, und in echter Ritterlichkeit bediente er sich dieses Vorteils nicht, sondern sah wieder weg.

„Also“, fuhr sie nun schnell fort, hastig sprechend, „Sie wissen, was es für uns beide bedeuten würde, wenn wir uns noch einmal begegneten. Mein Schicksal liegt also doch in Ihrer Hand, das heisst, sehen Sie . . . Ihnen bleibt die Entscheidung, ob Sie mir auch fernerhin meinen Lebensweg frei lassen wollen — oder nicht!“

Mit grosser Spannung sah sie zu ihm auf. Er zog sein seidenes Taschentuch heraus und fuhr sich leicht damit über die Stirn, auf der der kalte Schweiss perlte.

„Verstehen Sie mich?“ fragte sie endlich angstvoll, da er noch immer nichts antwortete.

Sie erschrack über sein Gesicht, über den Kampf, der sich hinter diesen feinen Zügen austobte.

Da raffte er sich gewaltsam auf und mit grosser Anstrengung brachte er die Worte hervor: „Leben Sie wohl!“ Dann ging er . . .

Sie aber blieb unbeweglich stehen und starrte ihm nach, wie er sich mit seinem etwas schleppenden Gange entfernte.

Sie wusste nun, dass, wenn sie ihn jetzt reisen liess, sie sich für ewig verloren gingen. Und sie fühlte, dass sie einen schweren Kampf zu bestehen haben würde, wenn sie je den ruhigen Gleichmut der Freiheit wiederfinden wollte.

